Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 147 (1979)

Heft: 22

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

22/1979 147. Jahr 31. Mai

Und sie empfingen den Heiligen Geist

Das Bild hat sichtlich zwei Regionen; oben im Himmel der erhobene Herr als Sendender und der Geist als Gesandter. Im dichten Strahlenbündel wird die unwiderrufliche und totale Zuwendung Gottes an die Menschen ausgesagt. Unten auf Erden in der jungen Kirche wird die Tat Gottes zu einem gewaltigen Erlebnis des Staunens, der Freude und der Dankbarkeit. Erwartende Gesichter, zum Empfang erhobene Hände, staunende Augen, geöffneter Mund, das sind die Gesten, in denen sich das Erlebnis nach aussen kundtut.

Vor allem wird hier Maria zum Urbild der Kirche. Sie empfing einst *vom* Heiligen Geist. Jetzt empfängt sie, zusammen mit der jungen Kirche, *den* Heiligen Geist. Sie ist zwar darauf vorbereitet durch die Weissagungen der Propheten des Alten Bundes, von denen sie im Buch auf ihrem Schoss gelesen hat. Dennoch ist auch sie über den neuen Einbruch Gottes erschrocken, ergriffen und überrascht. Die Antwort, die sie jetzt als Kirche gibt, ist jedoch die gleiche wie einst. Sie heisst Hingabe und Bereitschaft: Ich bin die Magd des Herrn, an mir geschehe der Plan Gottes.

Das Bild *stammt* aus dem Stundenbuch des Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund. Entstanden ist das Buch um 1406 oder 1415 in einer Stundenbuchwerkstatt in Gent oder Malines. Johann ohne Furcht, Sohn Philipps des Kühnen von Burgund, der Auftraggeber, war durchaus kein «Ritter ohne Furcht und Tadel», eher ein ehrgeiziger, skrupelloser Politiker, der, um seinen Einfluss auf das schwache französische Königshaus zu stärken, nicht davor zurückschreckte, eigenhändig seinen Rivalen, den leichtfertigen Herzog von Orléans, umzubringen. 15 Jahre später, 1419, wurde er selbst das Opfer eines Anschlags seiner Gegner. Er trug bei seinem Tod ein Stundenbuch auf sich. Der Politiker und Haudegen hatte stets noch Zeit gefunden, Musik, Künste und Bücher zu fördern.

Das Stundenbuch, aus welchem unser Bild stammt, war wohl ein Geschenk Johanns an seine Tochter Marie zu deren Hochzeit mit Adolph II. de la Marck, Graf von Kleve. Die Herrscher von Kleve beriefen sich auf eine Abstammung vom legendären Ritter des Schwans aus den Rittersagen, dem Lohengrin. Lohengrin war nach der Sage der Sohn von Parzival. Seine Braut war Elsa von Brabant. Daher am Fusse der Seite die Zeichnung des von einem Schwan gezogenen bewaffneten Ritters. Da Marie zum Zeitpunkt ihrer Heirat mit einem Mann von Anfang Dreissig erst zwölf Jahre alt war, mag das Auftreten von Lohengrin im Gebetbuch, das ihr Vater ihr schenkte, nicht nur eine Höflichkeitsgeste gegenüber ihrem zukünftigen Ehemann gewesen sein, sondern vielleicht auch dazu gedacht, ein kleines Mädchen zu erfreuen. Wegen Schwierigkeiten mit der Mitgift blieb Marie bis 1415 am Hof von Burgund und ihre Hochzeit damit lange aufgeschoben.

Für das Bild auf der Frontseite und die Angaben im obigen Text benutzten wir wie für die Osternummer als Vorlage den Bildband: John Harthan, Stundenbücher und ihre Eigentümer, Herder (vgl. SKZ 48/1978).

Weltkirche

Das Konzil wirkt weiter

Im Rahmen der an der Universität Freiburg durchgeführten Veranstaltungen zum 20. Jahrestag der Ankündigung des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach Andreas Lindt, Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät von Bern und Professor für Kirchengeschichte, über «Die Hoffnungen des Konzils und die heutige Situation in der Sicht eines evangelischen Christen» (vgl. dazu auch Bruno Holtz, Zum 20. Jahrestag der Konzilsankündigung, in: SKZ 147 [1979] Nr. 13, S. 212–214). Im folgenden veröffentlichen wir den Text dieses Vortrages; die Zwischentitel stammen von der Redaktion. *Redaktion*

Zwanzig Jahre sind in der Geschichte und im Leben der Kirche eine kurze Zeit. Im Leben des Einzelnen dagegen bedeuten sie einen wesentlichen Teil des eigenen Erfahrungs- und Erlebnishorizonts. Für den heutigen Studenten etwa umfasst der Rückblick auf die vergangenen zwanzig Jahre die Zeit seines eigenen Werdens, seiner eigenen Sozialisation in Gesellschaft und Kirche. Für den Studenten von heute ist deshalb die *vor*konziliare Zeit, die Zeit Pius' XII. bereits Historie oder gar Prähistorie geworden, eine Zeit, die man nur aus Büchern und Berichten anderer, ohne eigene Erinnerung kennt. Die Zahl derer – intra und extra muros Romanos – wird immer grösser, die die katholische Kirche nur als die *nach*konziliare Kirche kennen. Was vorher war, wird dann entweder zur dunklen Folie, von der sich das Neue um so leuchtender abhebt, oder es wird umgekehrt nostalgisch zur guten, alten Zeit verklärt, oder es versinkt einfach ins Abseits, verschollen und vergessen... Wenn wir heute bei gegebenem Anlass zurückblenden in die Situation von 1959 und uns die Erwartungen von damals wieder vergegenwärtigen wollen, so kann dies heute und hier notgedrungen nur in sehr subjektiv-persönlicher Weise geschehen.

Und sie empfingen den Heiligen Geist 350

Das Konzil wirkt weiter
Ein Rück- und Ausblick anlässlich des 20. Jahrestages seiner Ankündigung von
Andreas Lindt 350

Seminar einer Kirche für morgen
Wie auch ein Diözesanseminar in einer Kirche unterwegs neue Wege suchen muss, dazu äussert sich
Rudolf Schmid 353

Johannes Paul II. an die Priester
Ein Kommentar von
Franz Furger 354

Pfingsten 1979 356

Maria, die Mutter des Herrn 356

Berichte
Bad Schönbrunn: 50 Jahre mit Menschen unterwegs 357
Caritas als Brücke der Bruderhilfe 359

Alle haben denselben Gott
Eine Buchbesprechung von
Richard Friedli 359

Amtlicher Teil 360

Als die Ankündigung des Konzils durch Papst Johannes XXIII. an jenem 25. Januar 1959 bekannt wurde, löste sie zunächst gerade auch in der nicht-römisch-katholischen Christenheit Überraschung und Staunen aus. Man hatte angenommen, ein Konzil könne es nach dem Ersten Vatikanischen gar nicht mehr geben. Man hatte die Papstdogmen von 1870 so verstanden, dass damit nicht nur der Konziliarismus als ekklesiologisches Leitbild, sondern auch das Konzil als reales Organ der Kirchenleitung faktisch ausgeschaltet und verunmöglicht worden sei. Man hatte in den fast 20 Jahren des Pontifikats Pius' XII. sich an eine Selbstdarstellung des Papsttums gewöhnt, wo der *eine* summus pontifex sein Lehr- und Hirtenamt so ausübte, dass er in souveränem Alleingang zu allen Bereichen des Lebens und Denkens mit dem Anspruch letztgültiger, abschliessender Wahrheit Stellung nahm. Man erwartete von dem neuen, dem Roncalli-Papst, von dem man im allgemeinen noch sehr wenig wusste, kaum irgendwelche entscheidend neuen Initiativen. Man nahm wohl zur Kenntnis, dass im Umgangsstil der neue Papst sich von seinem Vorgänger sehr deutlich unterschied – aber das blieb im Rahmen des Anekdotisch-Pittoresken und brauchte gewiss noch keine wirklich neuen Perspektiven zu eröffnen.

Ein ökumenisches Konzil?

Und dann kam jene Ankündigung in San Paolo fuori le mura. Da waren nun neue Perspektiven. Da wurden aber, gerade weil die Ankündigung so unerwartet kam, dann auch gleich Missverständnisse möglich. Wenn der Papst bekanntgab, er werde ein *ökumenisches* Konzil einberufen, so weckte das für jeden, der die römisch-kanonistische Terminologie nicht kannte, sofort bestimmte Assoziationen und Erwartungen. Die ökumenische Bewegung hatte seit Jahrzehnten in der nichtrömischen Christenheit den Begriff «ökumenisch» gefüllt mit der Dynamik der Sehnsucht nach geistlicher Einheit über die historischen Konfessionsgrenzen hinweg. «Ökumenisch» meinte die Una Sancta, die Eine Kirche des Glaubensbekenntnisses, das gemeinsame Denken, Reden und Handeln der *ganzen* Christenheit angesichts der Herausforderungen dieser Welt des 20. Jahrhunderts.

Im Ökumenischen Rat der Kirchen hatten die Kirchen orthodoxer, reformatorischer und anglikanischer Tradition sich seit 1948 fest und verbindlich zusammengefunden. Sie hatten sich damit für einen weiteren gemeinsamen Weg, für weitere gemeinsame Erfahrungen und Zielsetzungen und Entdeckungen verpflichtet. Diese ganze ökumenische Bewegung war längst nicht mehr nur eine Sache einzelner Pioniere, auch nicht mehr nur eine Sache der Kirchenleitungen und der Spezialisten, sondern hatte auch in der Öffentlichkeit ein breites, zuweilen kritisches, aber doch aufmerksames Echo gefunden.

Als nun in Rom ein «ökumenisches» Konzil angekündigt wurde, war es nicht verwunderlich, wenn man dies weitherum in der Welt verstand als ein Konzil, das ökumenisch sei in dem nun landläufig gewordenen Sinn, nämlich als ein Konzil der römisch-katholischen Kirche *mit* den anderen Kirchen zusammen. Papst Johannes hatte ja auch schon in den ersten Äusserungen zum Konzilsplan davon geredet, dieses Konzil solle ausgerichtet sein auch auf die Christen, die nicht zur päpstlichen Kirche gehören.

Aber was bedeutete das konkret? Was jedem Kundigen von vornherein klar sein musste, ist dann bald auch von der Weltöffentlichkeit zur Kenntnis genommen worden: das Konzil war in seiner Struktur «ökumenisch» im traditionell-kirchenrechtlichen, nicht im modernen Sinn. Als man sodann auch die von Papst Johannes in so bewegten und bewegenden Worten artikulierte Bedeutung des kommenden Konzils für die Christen ausserhalb der römischen Hürden genauer unter die Lupe nahm, stellten viele, entweder mit ehrlicher Enttäuschung oder mit der Schadenfreude derer, die es immer schon gewusst hatten, fest, dass der Papst vom Konzil als Fernziel die Rückkehr, die Heimkehr der «getrennten Brüder» eben in die römischen Hürden erhoffe.

So hiess es dann bald bei vielen protestantischen (und auch ostkirchlichen) Kommentatoren: es bleibt doch alles wie eh und je, in diesem Konzil wird Rom wieder einmal sich selber zelebrieren. Vielleicht wird der Ton etwas freundlicher und attraktiver werden, aber die dogmatischen und kanonistischen Positionen in ihrer ganzen harten Exklusivität werden weiterhin das Feld beherrschen. Manche ausgesprochen traditionell-konservative Äusserungen des Roncalli-Papstes, die man später gern vergessen hat, schienen durchaus in diese selbe Richtung zu weisen. Die Art, wie das Konzil in Rom vorbereitet wurde und wie offenbar die vom Konzilsplan zunächst überrumpelte Kurie dann bald alle Fäden in die Hand nahm, schien auch wieder denen recht zu geben, die im Blick auf Gegenwart und Zukunft skeptisch waren und skeptisch blieben.

Zwischen Hoffnung und Skepsis

Dem stand allerdings gegenüber der unverkennbare Aufbruch grosser Hoffnungen auf das kommende Konzil bei vielen Katholiken, gerade bei denen, die seit Jahr und Tag eine echte Erneuerung ihrer Kirche ersehnt hatten und die unter Pius XII. mit Rom und oft auch mit ihren Bischöfen, Ordensleitungen und Kirchenzeitungen bittere Erfahrungen hatten machen müssen. Für den schweizerischen Bereich ist in Alfred Stoecklins kürzlich erschienenem Rechenschaftsbericht über diesen Aufbruch der Hoffnung auf das Konzil manches nachzulesen. Wer als evangelischer Christ damals in privaten ökumenischen Gesprächskreisen mitarbeitete, erinnert sich lebhaft daran, wie die katholischen Partner jetzt schon nur durch die Konzilsankündigung Morgenluft witterten.

Auf alle Fälle musste ja jetzt manches in Bewegung kommen. Die vielen Publikationen, in denen katholische Theologen und Laien ihre Erwartungen im Blick auf das kommende Konzil zu formulieren versuchten, dokumentieren diese Stimmungslage deutlich genug. Hans Küng hat (in seinem Buch «Konzil und Wiedervereinigung. Erneuerung als Ruf in die Einheit») diesen Hoffnungen damals wie so oft besonders wirkungskräftig und gerade auch für nichtkatholische Christen eindrücklich Ausdruck gegeben.

So sind wir, die wir damals als Nichtkatholiken dem so unerwartet angekündigten Zweiten Vatikanischen Konzil entgegenblickten, zwischen Skepsis und Hoffnung hin und her geworfen worden. Für die ökumenisch Engagierten unter uns bedeutete natürlich die Schaffung des Einheitssekretariats unter Kardinal Bea und dann die Einladung von Vertretern der anderen Kirchen als Konzilsbeobachter sehr viel. Damit wurde doch deutlich, dass in Rom nicht nur klimatisch, sondern faktisch die bisherige Distanznahme und Diffamierung der ökumenischen Bewegung überwunden war. Die Pioniere des Ökumenismus innerhalb der römisch-katholischen Kirche, die soviel Verfemung vom Lehramt ihrer Kirche erlitten hatten, wurden nun endlich nicht nur rehabilitiert, sondern offiziell belobigt und später in der grossen Neubesinnung mit Aufträgen bedacht. Ich denke da im deutschschweizerischen Raum etwa an den unvergesslichen Otto Karrer und an das, was er uns Nichtkatholiken im ökumenischen Gespräch und Einsatz als Partner und Lehrer bedeutet hat.

Das Schwanken zwischen Hoffnung und Skepsis bestimmte dann auch während des Konzils manche Kommentare. Es waren aber doch viele unter uns, denen das Konzil nicht nur ein Happening der Massenmedien blieb und die auch nicht nur in innerlich unbeteiligter Zuschauerhaltung das Auf und Ab der Debatten und Entschei-

dungen in Rom verfolgten. Es gab manche unter uns, die in Fürbitte und innerster Anteilnahme sich mitbeteiligt fühlten und sich im klaren waren: et nostra res agitur. Dabei war sicher von gar nicht genug zu betonender Wichtigkeit, dass die ökumenische Öffnung des Konzils – «ökumenisch» nun in dem Sinn, den dieser Begriff unter uns schon lange hatte und der dann in den Konzilstexten, besonders im Ökumenismus-Dekret auch in Rom kirchenoffiziell wurde – sichtbar wurde in der Beteiligung der nichtkatholischen Beobachter. Es war für uns sehr bedeutsam, dass etwa Oscar Cullmann und Lukas Vischer nicht nur kirchenleitenden Gremien, sondern besonders auch einer weiteren kirchlichen Öffentlichkeit in der reformierten Schweiz immer wieder berichtet haben über ihre Eindrücke und ihr Miterleben des Konzils.

Herausforderungen

Aber erst der Abschluss des Konzils und die Bestandsaufnahme seiner Resultate brachte bei uns dann jene positive Wertung voll zum Durchbruch, der etwa Karl Barth schon früh Ausdruck gegegeben hatte. Gerade er warnte ja auch davor, das Konzil und den ganzen Aufbruch der katholischen Kirche nur daraufhin zu untersuchen und zu interpretieren, was dabei herausschaue im Blick auf die Annäherung etwa an das reformatorische Christentum und die evangelischen Kirchen und den Ökumenischen Rat. Karl Barth mahnte schon früh mit Nachdruck, das Konzil sei in erster Linie eine grosse Herausforderung für die evangelischen Kirchen, weil da nun ausgerechnet die Kirche Roms, der man das gar nicht mehr zugetraut hatte, sich selber als ecclesia reformanda verstand. Barth hat damals und später immer wieder gesagt, wir evangelische Christen sollten, statt auch im Konzil und im nachkonziliaren Katholizismus nach Relikten und Symptomen von römischem Triumphalismus oder auch von römischem Immobilismus zu fahnden, nun endlich den protestantischen Triumphalismus und den protestantischen Immobilismus dahinten lassen.

Nur *so* konnte ja die im Konzil inaugurierte Erneuerung der katholischen Kirche ihre Früchte tragen auch für unsere evangelische Kirche. Nur so, nur wo in den Kirchen der Genfer Ökumene wie in der Kirche Roms das Bewusstsein der eigenen Erneuerungsbedürftigkeit erwachte und lebendig blieb, konnte auch das grosse Ziel der sichtbaren Einheit der Kirche Christi auf Erden wirklich gemeinsam und ernsthaft anvisiert werden. Der im Ökumenismus-Dekret so klar betonte Zusammenhang von Bussgesinnung und Streben nach Einheit der Kirche gilt wahrhaftig nicht nur für die Katholiken.

Es gehört wohl zu unseren gemeinsamen Erfahrungen in diesen zwanzig Jahren, dass die Suche nach der Einheit in der Wahrheit nur dann unter dem verheissenen Segen steht, wenn sie getragen ist von dieser Grundhaltung der von allen geforderten Einkehr und Umkehr. Nur wo wir uns nicht als beati possidentes und auf hohen Rossen begegnen, sondern wissen, dass wir in der Erfüllung des christlichen Auftrags in der Welt alle versagt haben und dass wir alle einander brauchen, um weiterzukommen, hat ökumenische Arbeit einen Sinn und eine Zukunft.

Aufbrüche

Es darf wohl gesagt sein, dass die Zeit unmittelbar nach dem Konzil, die Zeit, die nun auch schon wieder mehr als zehn Jahre zurückliegt, uns deswegen im Rückblick als eine beglückende Zeit in Erinnerung bleibt, weil dort der Aufbruch, der sich im Konzil sichtbar und spürbar ereignet hatte, auch in den anderen Kirchen stimulierend wirkte. Man hatte vor Augen, wie die Entscheidungen und Wegweisungen des Konzils sich in der Praxis des Lebens der katholischen Kirche sehr schnell auswirkten. Es hängt mit den anderen kirchlichen Strukturen im Protestantismus zusammen, dass bei uns die mannigfaltigen Impulse der ökumenischen Bewegung, die an sich schon seit den zwanziger Jahren da waren, sich viel langsamer bis an die Basis der Gemeinden und bis ins kirchliche Bewusstsein des einzelnen Christen auswirken konnten.

Es war zunächst die Initiative Einzelner, die dann aber von den Kirchenleitungen sofort aufgenommen wurde und die in der Schweiz schneller und wirkungsvoller als in vielen anderen Ländern die durch das Konzil geschaffene neue Situation zwischen der römisch-katholischen und den anderen Kirchen für die Zusammenarbeit im Raum unseres Landes fruchtbar machte. Im Jahre 1965 schon entstanden die offiziellen, von der Bischofskonferenz einerseits, dem Vorstand des Evangelischen Kirchenbundes und dem christkatholischen Bischof und Synodalrat anderseits eingesetzten Gesprächskommissionen. Wer daran beteiligt war, denkt gern zurück an den freudigen Schwung, mit dem diese Kommissionen damals ihre Arbeit aufgenommen haben und durch den es bald auch zu greifbaren Resultaten (etwa in der vorher so dornigen Mischehenfrage) kam. Dann kam die Zeit der Synode 72 mit all der intensiven Besinnungs- und Aufbauarbeit, die da geleistet wurde und die manchen reformierten Beobachter auch wieder staunen liess und ihm den Stossseufzer entlockte: wenn nur in unseren Synoden auch soviel Ausbruch aus der kirchlichen Routine und soviel konstruktives Ringen um das rechte Kirche-sein in unserer Zeit zu erleben wäre... Es entwickelte sich dann auch in weiten Teilen unseres Landes in sehr vielen Bereichen des kirchlichen Lebens auf allen Ebenen eine rege Kooperation.

Es darf wohl gesagt sein, dass der *schweizerische* Katholizismus in der nachkonziliaren Zeit besonders aktiv und fruchtbar die neuen Möglichkeiten genutzt und die neugeöffneten Wege verantwortungsbewusst beschritten hat. Ich habe selber einen Teil dieser Jahre in der Bundesrepublik Deutschland verlebt und dort mitbekommen, wie ganz anders das innerkirchliche und das ökumenische Klima dort war und ist.

Die Hoffnung hat recht bekommen

Wenn wir nun die heutige Situation, die kirchlich-ökumenische Situation in der Schweiz von 1979 vergleichen mit jener Zeit vor 20 Jahren, so können wir uns gar nicht deutlich genug bewusst machen, wieviel Kirchengeschichte in diesen 20 Jahren passiert ist. Es ist in der katholischen Kirche und zwischen unseren Kirchen in diesen 20 Jahren unendlich viel geschehen, woran man damals so noch gar nicht denken konnte. Nicht die Skeptiker von damals, sondern die Hoffnungsfreudigen von damals haben recht bekommen.

Aber auch heute gibt es Skepsis und gibt es Hoffnung im Blick auf den weiteren Weg. Von einer «Krise der Ökumene» pfeifen heute viele Spatzen von vielen Dächern. Wir wissen, wie in unseren Kirchen Symptome der Lähmung, der Ängstlichkeit, der Verzagtheit da sind. Wir wissen, wie der Ökumenische Rat eine bedrohliche Krise durchmacht (und mitten in dieser Krise erst noch in unverständlicher Torheit einen seiner besten Köpfe entlässt...). Wir wissen, wie vieles ins Schleudern gekommen ist, was gut in Fahrt zu sein schien. Auch in der Schweiz findet der Ruf Resonanz, man möchte von den neuen, noch unvertrauten ökumenischen Wegen mit ihren Risiken und Gefahren wieder zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens, zurück bei Ihnen in die vorkonziliare Ghettokirche, zurück bei uns in ein selbstzufriedenes Kantonalkirchentum – zurück in einen restaurierten Konfessionalismus. Zeiten der Restauration sind aber in der Kirchengeschichte *nie* gute Zeiten gewesen. Wir sollten uns gerade im Rückblick auf den Beginn des grossen Aufbruchs vor 20 Jahren warnen lassen vor den zunächst scheinbar bequemen und risikolosen Wegen zurück in alte Schneckenhäuser.

Wir dürfen nicht resignieren

Wir dürfen die geistlichen Erfahrungen und Entdeckungen dieser 20 Jahre nicht verleugnen und verraten. Wir brauchen einander heute erst recht. Als evangelischer Christ habe ich heute zu danken für sehr vieles, was ich in diesen 20 Jahren in der Begegnung mit katholischer Theologie und Spiritualität, in der Begegnung mit katholischen Brüdern empfangen durfte. Ich weiss, dass ich diesen Dank sicher stellvertretend für viele andere sagen darf. Aber um so stärker ist auch die Überzeugung, dass wir erst am Anfang eines langen gemeinsamen Weges stehen. Wir wissen nicht – und wir sollen nicht dergleichen tun, als wüssten wir es! –, wie das Ziel aussehen wird, zu dem hin wir unterwegs sind, die sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi. Aber dass der vor uns liegende Weg uns als gemeinsamer Weg aufgetragen ist, das sollten wir nicht mehr vergessen. Darum dürfen wir nicht nachlassen, unsere Kirchenleitungen in dieser gemeinsamen Verantwortung zu stärken und sie auch immer wieder zu bitten: dämpfet den Geist nicht, wo Christen es nicht mehr aushalten in konfessioneller Zerspaltenheit, wo hier und dort Zeichen gesetzt werden, Zeichen der Zusammengehörigkeit über die Konfessionsgrenzen hinweg, Zeichen der Zusammengehörigkeit gerade auch am Tisch des Herrn...

Wir blicken zurück auf die Anfänge des Zweiten Vatikanischen Konzils. Wir sind dankbar für alles, was von diesem Konzil an Wirkung ausgegangen ist in die ganze Christenheit.

In der Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Uppsala 1968 wurde die Vision eines «wahren universalen Konzils» zum Leitbild ökumenischer Zukunft. Ein wahres universales, *ökumenisches* Konzil – das würde heissen, ein verbindliches und verantwortliches gemeinsames Beraten und Beschliessen *aller* christlichen Kirchen und Traditionen.

In der ökumenischen Theologie ist in den letzten zehn Jahren sehr viel über Konziliarität nachgedacht, geredet und geschrieben worden. Ostkirchliche Denktraditionen verbinden sich dabei mit dem Erleben konziliarer Wirklichkeit im Zweiten Vatikanischen Konzil.

So gehen die Impulse dieses Konzils weiter. Es bleibt uns noch viel zu tun, sie zu verarbeiten und Konsequenzen daraus zu ziehen. Gott helfe uns, dass wir dabei nicht müde werden, sondern unverzagt die nächsten Schritte in die uns geschenkte gemeinsame Zukunft wagen.

Andreas Lindt

Kirche Schweiz

Seminar einer Kirche für morgen

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der Synode 72 hat das Bild der Kirche als Gottesvolk auf dem Weg an Aussagekraft gewonnen. Das Bewusstsein einer ecclesia semper reformanda, einer Kirche, die sich stets erneuern muss, ist gewachsen. Man spricht viel vom Wandel in der Kirche, von der Offenheit für die Bedürfnisse der heutigen Zeit, von der Notwendigkeit eines Verstehens der Zeichen der Zeit, von der Vielfalt kirchlicher Dienste, von der vermehrten Verantwortung aller Gläubigen usw. Der lebendige Glaube an die Führung durch den Heiligen Geist freut sich daran, in der Lebendigkeit die Wirksamkeit dieses Geistes erfahren zu dürfen.

Man ist sich einig in den allgemeinen Aussagen – wie steht es aber mit der Einigkeit, wenn es zum Ernstfall der konkreten Veränderung kommt? Heisst es dann nicht sehr bald: Ja, schon Veränderung, aber nicht so! – oder auf ein Diözesanseminar angewendet: Es müsste nach dem bewährten Muster jenes Priesterseminars von früher gelebt werden; denn damit erwuchsen der Kirche jene Führungskräfte, die – zumindest im verklärten Licht auf die Vergangenheit – eine heile Glaubenswelt garantierten.

Aus Menschen von heute

Jeder Pfarrer weiss, wie vielgestaltig seine Pfarrfamilie ist und wie schwer es fällt, die wirklich Frommen, das heisst überzeugt Glaubenden auszusortieren. Überblickt er seine Engagiertesten in der Pfarrei, findet er Männer und Frauen, Menschen mit grösserem und kleinerem Schulsack, von verschiedensten politischen Parteien, der Häufigkeit im Gottesdienst nach recht unterschiedlich geartet. Was sie eint, ist die Tatsache, dass sie die Frohe Botschaft Jesu Christi irgendwie getroffen hat, wenn auch der eine – vielleicht nach einer Zeit der Ferne – sich im Glauben geborgen weiss, der andere sich hart angefochten in tiefem Dunkel auf der Suche erfährt. Den einen brennt es, die Botschaft von Gott nicht verstummen zu lassen, den andern lässt dieser Jesus nicht in Ruhe, der helfend jedem nahe war, der ihn brauchte, der sich für Recht und Gerechtigkeit einsetzte. Wieder ein anderer sucht einen tiefen Sinn für das Menschenleben und ahnt bei Jesus eine echte Alternative. Manch einer leidet an der Kirche und sucht durch seinen Einsatz – nicht durch billige Kritik von Ferne – eine bessere Zukunft zu gestalten. Wer ist da der Fromme? Wem dürfte man den Glauben absprechen?

Aus solchen Menschen setzt sich auch die Seminargemeinschaft zusammen. Sie nicht über einen Leisten zu schlagen, verlangt gegenseitige Geduld und Achtung, Offenheit und Redlichkeit gegenüber dem Anspruch Jesu Christi, der unverkürzt geltend zu machen ist.

Einheit in vielfältigem Dienst

Vor zwei bis drei Jahrzehnten begann der Theologiestudent sein Studium, weil er Priester werden wollte. Entdeckte er im Lauf der Ausbildung, dass die ehelose Lebensform nicht seiner Berufung entsprach, kam für ihn der kirchliche Dienst nicht mehr in Frage. Als Folge davon gingen der Kirche wertvolle Kräfte verloren, die für einen theologischen Einsatz gute Voraussetzungen mitgebracht hätten.

Anderseits spürten Laien, die im Laienapostolat Mitverantwortung wahrnahmen, dass sie eine grössere Ausbildung bräuchten. Andernorts wurde deutlich, dass in gewissen Kreisen und für gewisse Aufgaben der Priester in seiner herkömmlichen Ausprägung keinen Zugang mehr fand (vgl. Arbeiterpriester u. a.). Es brauchte die Zeichen akuten Priestermangels, dass im kirchlichen Alltag und dann auch im Konzil mit dem vermehrten Einsatz von Laien, Katecheten und Laientheologen ernst gemacht wurde.

Wo die Kirche den Kreis der Beauftragten erweitert, die an bis dahin dem Priester vorbehaltenen Aufgaben Anteil erhalten, hat sie auch in der Ausbildung Rechnung zu tragen. Wohl bleibt die Zielsetzung eines Diözesanseminars, was die Priester betrifft, aber der Aufgabenkreis muss sich erweitern auf Laientheologen und Katecheten hin.

Diese erweiterte Aufgabenstellung wird dadurch erschwert, dass nicht alle im Seminar wohnen können (z. B. Frauen, Verheiratete mit Familien) und dass unter den Laientheologen Kandidaten sind, die der Eignung und Neigung gemäss Priester werden und dem Ruf der Gemeinden nach einem Priester Antwort geben möchten. Diskussionen – auch jahrelange – ändern daran wenig. Die Tatsache, dass Laien und Laientheologen als «Priester-Ersatz» wirken müssen, vermindert die Spannung nicht. Hier helfen nur konkrete Schritte, die mit einer Ausblendung der Weihe von

«viri probati» (Weihe von Männern, die sich bewährt haben) nicht in Sichtweite kommen; denn auch die Diakonatsweihe für Verheiratete löst die Spannung nicht. Eine Milderung bietet das gemeinsame Einüben der Zusammenarbeit und der menschliche Kontakt im Seminar an – eine Aufgabe, der sich heute ein Seminar nicht entziehen darf.

Wo eine Vielfalt kirchlicher Dienste möglich ist, kann die Entscheidung für die persönliche Lebensform schwieriger werden. Der Seminarleitung, der Seminargemeinschaft als ganzer und jedem einzelnen erwächst dadurch mit vermehrter Dringlichkeit die Aufgabe, den Weggefährten zu einer personal verantworteten Wahl seiner Lebensform zu führen und ihn helfend zu begleiten, damit je nach Berufung Ehelosigkeit oder Ehe zum sprechenden Zeichen werden kann.

Mitverantwortung und Zusammenarbeit

Wer einer brüderlichen Gemeinschaft – das soll ja die Kirche immer mehr werden – dienen soll; wer in diesem Dienst mit andern zusammen wirken soll, die ihren je eigenen Auftrag erfüllen; wer – wie Papst Johannes Paul II. nicht zufällig in seinem Brief an die Priester so stark hervorhebt – Menschen in ihrem Glauben begleiten soll, braucht entwickelte Kontaktfähigkeit und Einfühlungsvermögen, Zuverlässigkeit und Lauterkeit, Verantwortungsbewusstsein und Phantasie. Das Seminar bietet dafür Möglichkeit in den Diensten für die Gemeinschaft, in der Zusammenarbeit und im gegenseitigen Austausch innerhalb der Wohngruppe (6–8 Studenten) und der gesamten Gemeinschaft.

Dass dabei Theologiestudenten eigene Initiativen entwickeln, auch in ihren Stellungnahmen in der Öffentlichkeit, versteht sich – oder müsste sich auch von jenen verstehen lassen, denen damit eine Konfrontation mit unbequemen Tatsachen nicht erspart bleibt. Einheit besagt ja nicht Einförmigkeit. Wenn eine Gemeinschaft nicht mehr erträgt, dass junge Menschen junge Ideen haben, so fehlt es an der Gemeinschaft, nicht an den Jungen. Selbständiges (nicht eigensinniges) Denken und Handeln, das die Kirche dringend braucht für ihre Aufgaben der Zukunft, gedeiht nicht unter schulmeisterlicher Besserwisserei, sondern nur in einem Klima gegenseitigen Wohlwollens, das auch den «im Guten verhärteten» Seelsorgern und Laien Offenheit und Gelassenheit abverlangt.

Überzeugter Glaube

Ein Kleid kann man fertig geschneidert anziehen, wird es aber auch nach einiger Zeit als abgetragen zum Altstoff werfen. Innere Haltung und Überzeugung wächst langsam, zumal in einer Welt, die herkömmliche Glaubenshaltung unter harte Belastungsproben stellt. Wo sich darum im Seminar – wie oben dargelegt – Menschen von vielgestaltiger Herkunft zusammenfinden, genügt kein Einheitsanzug. Durch gemeinsamen Glaubensvollzug im Hinhören auf die göttliche Botschaft, im gemeinsamen wie privaten Gebet, im Gespräch mit der Seminarleitung und den Kollegen, im Mitvollzug der Sakramente, in der Auseinandersetzung mit den divergierenden Meinungen der Öffentlichkeit hat jeder Student seinen Weg zu suchen und zu finden; denn nur so kann er zum überzeugten und überzeugenden Künder der Frohen Botschaft werden und damit zum Mitträger der Kirche in der Zukunft. Und hier liegt der alles entscheidende Kern.

In diesem Sinne versteht sich die Seminargemeinschaft als eine Zelle der gesamten Kirche auf dem Weg im gegenseitigen Geben und Nehmen. Sie ist getragen vom Glauben der gesamten Kirche und herausgefordert durch deren Erwartungen und Nöte; sie trägt aber auch mit durch ihr Glauben, durch ihr Suchen nach Wegen in die Zukunft und ihre Impulse, das heutige Leben der gesamten Kirche an der Botschaft Jesu zu messen, zu verbessern und wirksamer zu gestalten.

Zu diesem wirksamen Gestalten der Zukunft gehört indessen nicht bloss das Leben innerhalb der Kirchenmauern. Überzeugter Glaube hat einen Auftrag hinsichtlich allen Belangen des Menschen als einzelne wie als politische Gemeinschaft. Wache Mitverantwortung verlangt auch Offenheit für die politischen Aufgaben in unserem Land und in der gesamten Welt. Das bedeutet Information, Auseinandersetzung und Tat. Wo man in guten Treuen verschiedener Meinung sein kann, widerspricht es der Hinführung zur Freiheit und Verantwortung, einen Studenten auf eine bestimmte Linie festlegen zu wollen, weil man sich eine gewisse Form gewohnt war oder sie der eigenen Linie entspricht. Wie leicht verwechselt man auch Meinungen einzelner mit der Haltung einer ganzen Gemeinschaft. Auch hier darf die Seminargemeinschaft den oft langwierigen Prozess einer Meinungsbildung nicht scheuen, um in der Treue zum Evangelium wie auch im Einsatz für eine Zukunft des Heils und Friedens zu wachsen.

Folgerungen

Das Merkmal des Vorläufigen kennzeichnet die Kirche als Gottesvolk auf dem Weg. Es ist notwendig auch das Merkmal eines Diözesanseminars. Gesteckte Ziele und bereits Erreichtes decken sich nicht; doch diese Spannung hält die Seminargemeinschaft wach.

Auch aus dem Leben des einzelnen Studenten lassen sich Spannungen nicht wegdenken. Ideale, Utopien, Wünsche, sich für so vieles einzusetzen, stossen an die Grenzen des konkret Möglichen, Grenzen des eigenen Wissens und Könnens, Anforderungen von Studium und Examen. Es gilt Prioritäten zu setzen – konkrete Formen täglicher Askese, zumal es dem jugendlichen Tatendrang und Wollen zur Weltverbesserung schwer fallen kann, im stillen Hinhören auf die Botschaft sowie dem vertiefenden Studium und Gebet den gebührenden Platz einzuräumen.

Wir beten in diesen Pfingsttagen: «Sende aus deinen Geist, um Leben zu schaffen; und du wirst das Gesicht der Erde erneuern!» Dass dieses Wirken alle Bereiche erreicht, braucht es in einer veränderten Welt neue Wege. Diese Gedanken eines Regens, der noch nicht ein Jahr im Amt ist, mögen zeigen, dass ein Diözesanseminar ein Ort ist, wo kirchliches Leben ist und wird, sofern alle Glaubenden – Bistumsleitung, Seminarleitung, Studenten und das gesamte Gottesvolk – auf die Zeichen der Zeit aufmerksam bleiben und auch darin den Anruf Gottes vernehmen.

Rudolf Schmid

Der aktuelle Kommentar

Johannes Paul II. an die Priester

Die Diskussion um den persönlichen Gründonnerstags-Brief des Papstes an die Priester scheint, wenigstens hinsichtlich der Zölibatsfrage, noch immer weiterzugehen. Obwohl der persönliche mitbrüderliche Stil meist anerkennend hervorgehoben wird, vergisst man aber gerade mit dieser Frage offenbar leicht das «genus litterarium»: der Brief wird als Lehrschreiben und die Aussage entsprechend apodiktisch interpretiert. Dagegen fällt mir auf, wie gerade bei aller überzeugten Betonung des geistlichen wie pastoralen Wertes der priesterlichen Ehelosigkeit in einer bei römischen Dokumenten sonst nicht üblichen Hochachtung von den Traditionen anderer Kirchen, welche die Zölibatsverpflichtung so nicht kennen, geredet wird. Sosehr der Papst den Willen bekundet, in der lateini-

schen Kirche die bisherige Regel festzuhalten und diejenigen, die mit diesem Versprechen in ihren Dienst eingetreten sind, zu dessen froher Bejahung in Treue aufruft, sowenig ist damit auch schon, wenn ich hier recht lese, ein letztes Wort für künftige Ausnahmen, etwa hinsichtlich einer möglichen Weihe von «viri probati» gesprochen. Dass dies keine spitzfindige Exegese ist, sondern seiner Kenntnis nach der Wirklichkeit entspreche, meinte neulich übrigens auch ein seit Jahren in Rom lehrender Schweizer Professor.

Ein persönlicher Brief im Stil des aufmunternden Appells kann diese Probleme offensichtlich nicht alle aufgreifen. Dass er ausserdem hinsichtlich weittragender Erneuerungen eine zurückhaltende Einstellung des Papstes selber ausdrückt, ist freilich unübersehbar. Dass er sie aber offenlegt, entspricht wieder dem Stil des persönlichen Schreibens.

Der verschiedene «Sitz im Leben»

Diese Zurückhaltung hat jedoch bestimmt auch ihre Gründe: Gerade ein persönliches Schreiben hat, mehr noch als andere Dokumente, seinen eigenen «Sitz im Leben», und eben dieser weist zwischen dem Schreiber des Briefes und dem Empfänger hierzulande erhebliche Unterschiede auf.

So ist unsere kirchliche Situation nicht nur mit einem akuten Priestermangel konfrontiert, sondern auch die Altersstruktur der Seelsorger weist eine bedenkliche Verlagerung nach oben auf. Zudem stellen wir trotz einer gründlichen Erneuerung der Liturgie eine deutliche Abnahme des Gottesdienstbesuchs, gerade auch bei jungen Menschen fest. Aber auch die das kirchliche Leben in vielen Bereichen früher tragenden Vereine und Verbände gehen zurück, ohne dass gleichwertige neue Formen an ihre Stelle getreten wären. Zwar hat die öffentlich-rechtliche Stellung der Kirche in einer Zeit wirtschaftlicher Prosperität diese von materiellen Sorgen weitgehend entlastet und ihr sogar einen Ausbau von Planungs- und Verwaltungsinstanzen erlaubt. Aber auch diese Basis scheint nicht mehr unbedingt gesichert, wobei weniger Tendenzen für eine Trennung von Kirche und Staat, als eine stille Austrittsbewegung, die in städtischen Agglomerationen zu beginnen scheint, zu Bedenken Anlass gibt.

Ganz anders präsentiert sich demgegenüber die Situation in der Heimat des neuen Papstes, die ihm den Erfahrungshintergrund gerade auch für ein persönliches Schreiben gibt. Dort sind die Kirchen besonders auch von jungen Menschen gefüllt. Worauf einen polnische Besucher nicht ohne Stolz stets hinweisen, das bestätigt ein Augenschein im Land selber. Trotz des politischen Drucks stehen Arbeiter wie Studenten aktiv zur Kirche und von Nachwuchsmangel für das Priestertum kann keine Rede sein, im Gegenteil: Im Lateinamerika-Kolleg in Löwen, das sich seit Jahren um einen Priesteraustausch in Mangelgebiete bemüht, stellen beispielsweise die Polen seit ein paar Jahren den grössten Anteil der Ausreisenden.

Auch wenn es sicher an der Spitze steht, stellt Polen damit keineswegs eine Ausnahme dar. In der DDR studieren zurzeit im Durchschnitt prozentual gut viermal mehr Priesteramtskandidaten als in den Deutschschweizer Diözesen. (Sogar in der Tschechoslowakei bereiten sich trotz extremem äusseren Druck meist im geheimen eine offenbar erhebliche Zahl jüngerer Leute auf einen geistlichen Beruf vor.) In mehreren Gastvorlesungen und Seminarien durfte ich zudem erfahren, dass diese Studenten die modernen theologischen Strömungen kaum weniger kritisch kennen als Theologiestudenten in der Schweiz, auch wenn wegen der oft erschwerten Information ein Rückstand von 2 bis 3 Jahren im Wissen um den neuesten Stand festzustellen ist. Der schlechteren öffentlich-rechtlichen Stellung und damit wohl auch einem geringeren Mass an Organisation in Planung und Verwaltung wie auch an eigener theologisch wissenschaftlicher Einzelforschung steht somit kein schwächeres kirchliches Leben gegenüber. Eine glaubensstarke lebendige Kirchlichkeit, oft auch von anerkannten charismatischen Führergestalten gestützt, ist vielmehr das beeindruckende Merkmal dieser Kirche in der sogenannten «Zweiten Welt». Angesichts dieser Tatsachen als Erfahrungshintergrund wird es kaum erstaunen, wenn eine Beurteilung der Gesamtlage anders ausfällt, als man das im westlichen Europa, in der sogenannten «Ersten Welt», erwarten würde. Man sollte sie daher zunächst als keineswegs unbegründetes Ermessensurteil zur Kenntnis nehmen, ohne gleich einen Verdacht auf einen engen römischen Kurialismus aufkommen zu lassen.

Die Frage nach den «viri probati»

Trotz dieser Unterschiede bleibt die Frage, warum das Problem der Weihe sogenannter «viri probati», wenn wohl nicht ausgeschlossen, so doch ausgelassen bleibt. Viele meinen, ein Papst, der doch als Kardinal und Professor auch Westeuropa kenne, hätte gerade in einer hier so drängenden Frage die Erwartungen nicht enttäuschen dürfen. Trotzdem frägt es sich, ob dieses Problem nicht zu komplex ist, um in einem solchen Brief aufgegriffen zu werden. Man denke dabei nur etwa an folgende Schwierigkeiten:

Einmal ganz abgesehen davon, dass, selbst wenn sich alle schon tätigen oder in Ausbildung begriffenen Pastoralassistenten für die Ordination zur Verfügung stellen würden, der akute Priestermangel in unseren Bistümern nur gemildert, nicht aber behoben wäre, darf man nicht übersehen, dass dem vollamtlichen kirchlichen Dienstträger mit eigener Familie sozialethisch verpflichtend ein entsprechendes Einkommen gesichert werden muss. Dies aber ist überall dort, wo die öffentlich-rechtliche Anerkennung mit entsprechender Steuerhoheit nicht oder nur unzureichend gewährleistet ist, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, die aber ausserhalb der relativ wenigen finanziell priviligierten Regionen, vorab im deutschsprachigen Raum, noch kaum studiert sein dürften.

Wenn man dagegen für den Bereich der «Dritten Welt» an die Ordination von «viri probati» denkt, wird es eher um solche gehen, die sich als Katechisten oder Führerpersönlichkeiten in Basisgemeinden bewährt haben, und die im Nebenamt die Leitung einer Gemeinde nun auch als Vorsteher der Eucharistiefeier wahrnehmen könnten. Jedenfalls machen sich offenbar verschiedene Bischöfe in Brasilien in dieser Richtung Gedanken. Wenn man aber bedenkt, dass solche «líderes» (von englisch «leader» = Führer) eine Allgemeinbildung haben, die bestenfalls unserer Oberschule entspricht und auch ihr religiöses Wissen nur eine zwar engagierte, aber sonst doch recht fundamentalistische Lektüre der Heiligen Schrift erlaubt, dann ermisst man, welche Bildungsaufgaben in diesem Fall auf eine Kirche zukommen. Wenn sie nicht einen relativ ungebildeten Landklerus neben einem kleinen Führungsklerus in den Zentren und damit eine Zweiteilung (wie es sie zum Teil in der Kirche Griechenlands gibt) aufkommen lassen will, und wenn sie zudem mit dem zunehmenden Einfluss durch die Massenmedien (Transistorradios) in der Verkündigung Schritt halten soll, dann kann sie gar nicht anders, als von allem Anfang an auch dieses Problem aufgreifen und entsprechende Voraussetzungen schaffen.

Wer ernsthaft von der Ordination der «viri probati» reden will und dann nicht voreilig Patentlösungen sucht, kann daher nicht anders, als auch von solchen Problemen (und es sind sicher nicht die einzigen) reden. Gerade dies aber müsste dann nach regionalen Bedürfnissen verschieden getan werden. Es kann daher wohl kaum in einem allgemeinen Brief geschehen.

Was weiter?

Dies alles dürfte nun aber meines Erachtens nicht heissen, dass man die Frage ruhen lässt. Gerade in jenen Bistümern der Kirche, wo es, wie in der Schweiz, konkrete Erfahrungen mit dem Einsatz von Pastoralassistenten gibt und ihr konkreter und pastoral erfolgreicher Einsatz eine volle Ordination von der sakramentalen Struktur der Kirche her eigentlich nahelegen würde, gilt es, auch dieser Erfahrung (zwar nicht als der einzig möglichen, wohl aber als einer berechtigten) in der Gesamtkirche Ausdruck zu verleihen. F. Klostermann hat kürzlich[1] mit Recht auf diese Verpflichtung hingewiesen. So ernst wir den Erfahrungshintergrund aus der «Zweiten Welt», gerade auch als kritische Rückfrage an die Lebendigkeit des Glaubens in unseren Kirchen, nehmen sollten, sowenig entbindet dies uns und unsere Bischöfe von dieser andern Aufgabe, nicht zuletzt weil ein so persönlicher Brief geradezu nach dem Gespräch ruft.

Franz Furger

[1] Vgl. Orientierung 43 (1979) 111 f.

Dokumentation

Pfingsten 1979

Die ersten Christen waren ein Herz und eine Seele. Sie hatten alles gemeinsam: ein Bekenntnis, einen Glauben, eine Taufe, eine Hoffnung, einen Gott und Vater aller. Und alle fühlten sich zu einer Hoffnung berufen. Dieser Gemeinschaft nicht anzugehören hiess, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt zu leben. Im Vertrauen auf das Wort ihres Herrn und Meisters warteten sie hoffnungsvoll auf die Fülle des Heils. Vertrauensvoll schauten sie über die Leiden ihrer Zeit hinaus in die Zukunft, in der sich ihre Hoffnung erfüllen sollte.

Die ökumenische Bewegung unserer Zeit hat von neuem entdeckt, dass die Suche nach der Einheit aller Jünger Christi auf das engste zusammenhängt mit der Bekräftigung christlicher Hoffnung. Die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates hat im vergangenen Jahr auf ihrer Kommissionstagung in Bangalore (Indien) eine «Gemeinsame Rechenschaft von der Hoffnung» formuliert. Stimmen der Hoffnung aus allen Teilen der Welt, aus allen Konfessionen und allen Lebensverhältnissen konnten zu einem gemeinsamen Rechenschaftsbericht zusammengefügt werden. Durch Leid und Elend unserer Zeit und durch ihre persönliche Not und Verzweiflung hindurch haben Menschen im Namen Jesu Christi und durch die Kraft des Heiligen Geistes Hoffnung auf die Zukunft bewahren können.

In der «Gemeinsamen Rechenschaft von der Hoffnung» heisst es: «Im Heiligen Geist haben wir die Hoffnung, dass unser Leben schon heute Zeichen der neuen Schöpfung sein kann. Durch den Geist gibt Gott uns seine Macht und Wegweisung. Der Geist macht uns von den Mächten der Finsternis frei. Er setzt unseren Geist in Bewegung. Er weckt neue Kräfte, gibt uns Visionen und Träume. Er drängt uns zur Arbeit für echte Gemeinschaft und übewindet die Grenzen, die die Sünde errichtet hat. Durch den Heiligen Geist strömt Gottes Liebe in unser Herz. Echte Hoffnung ohne Liebe gibt es nicht . . . Da Gottes Verheissungen die gesamte Menschheit betreffen, hoffen und beten wir, dass der Geist uns ermächtigen wird, die gute Botschaft des Heils zu verkündigen und in unserem Leben zu verwirklichen. Darin besteht die Mission des Einzelnen wie der Kirche.»

Die gemeinsame Rechenschaft von der Hoffnung hat bewiesen, dass Christen heute trotz aller Spaltung und Unterschiede gemeinsam zur Welt von heute sprechen können. Je mehr wir unsere Einheit in Christus erkennen und sichtbar machen können, desto besser gelingt es uns, vor der Welt Zeugnis abzulegen von unserem Glauben.

Wir wollen uns an diesem Pfingstfest der verändernden und erneuernden Kraft des Heiligen Geistes öffnen und sie in unsere Herzen, unser Leben, in unsere Gemeinden und unsere Kirchen einströmen lassen. Wir wollen versuchen, uns mit anderen Christen an unserem Wohnort und unserem Arbeitsplatz zusammenzutun, um die uns innewohnende Hoffnung zu bezeugen. Nur ein gemeinsames Zeugnis aller Christen wird die Welt glauben lassen, dass Gott Christus gesandt hat, damit alle Menschen gerettet werden, dass Er allein die letzte und endgültige Hoffnung der Welt ist. Vielleicht können wir auf diese Weise den Verzweifelten die Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft bringen, die sie nirgendwo anders auf dieser Welt finden können.

«Der Gott der Hoffnung aber erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, damit ihr an Hoffnung immer reicher werdet durch die Kraft des Heiligen Geistes» (Röm 15,13).

Die Präsidenten des Ökumenischen Rates der Kirchen

Maria, die Mutter des Herrn

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn!

In fast jedem katholischen Gotteshaus findet sich eine Statue oder ein Bild der Mutter des Herrn; der Lobpreis Marias und der vertrauensvolle Ruf um ihre Fürbitte gehört zum Grundbestand katholischer Frömmigkeit. In der Krise des Glaubens, die unsere Zeit kennzeichnet, hat auch die Kenntnis und die Verehrung Marias ihre Selbstverständlichkeit verloren. Dies ist der Grund, weshalb wir Bischöfe auf unserer Konferenz im März ein Wort über Grund und Sinn der Marienverehrung erarbeitet haben, mit dem wir versuchen wollen, einen neuen Zugang zum Geheimnis der Gottesmutter zu eröffnen.

Die Schwierigkeiten sind nur allzu bekannt. Vielen erscheint die frühere unbefangene Art, Maria zu lieben, sie durch Wallfahrten und Rosenkranzbeten zu ehren, veraltet und eines kritisch denkenden Christen nicht würdig; andere, denen das ökumenische Gespräch ein zentrales Anliegen ist, möchten die evangelischen Brüder nicht durch eine allzu betonte Marienverehrung schockieren. Noch andere schliesslich sind in ihrem Glauben an die Person Jesu selbst verunsichert, was sich notwendig auch auf ihr Verhältnis zu Maria auswirkt. Sie möchten zuerst in ihrem Verständnis Christi festen Stand zurückgewinnen, ehe sie sich den ihn umgebenden Personen zuwenden. Oder sie konzentrieren sich ganz auf eine unmittelbare Begegnung mit Jesus, dessen Worte und Taten ihnen einleuchten, alles übrige: die Kirche, die Sakramente, die Heiligen, Maria, erscheinen ihnen als störende Zutaten.

Alle diese Gründe, Maria einstweilen im christlichen Glaubensleben zurücktreten zu lassen, scheinen auf den ersten Blick durchaus verständlich. Dennoch müssen wir uns fragen, ob sie stichhaltig sind und ob uns durch diese Ausklammerung nicht mehr verloren geht, als wir gewinnen.

Sagen wir uns zuallererst, dass der Zugang zu Jesus Christus immer nur auf der Grundlage der Heiligen Schrift erfolgen kann. Die aber ist ein Buch des Glaubens der Urkirche und so ist es allein der Glaube der Kirche, der uns den Zugang zur Person des irdischen Jesus öffnet und Zeugnis von seinem Leben ablegt. Jeder Versuch, hinter das gläubige Schriftwort zurück zu einem Jesus ohne Kirche zu gelangen, führt notwendig in die Irre: So gläubig einer diese unkirchliche Begegnung mit Jesus auch vorzunehmen versuchen mag, er begegnet zuletzt nur dem, was er selbst erdacht hat. Wenn Jesus zweifellos für alle Menschen

da ist, konkret fassbar wird er doch nur im Zeugnis der Schrift, dem Glaubensbuch der Kirche. Die Kirche ist es, die die vorhandene Tradition über Jesus für ihre Gläubigen gesammelt und aufgezeichnet hat; sie ist es deshalb auch, die im Verlauf der späteren Jahrhunderte unaufhörlich über dies Grunddokument ihres Glaubens nachgedacht hat. Dies vorausgesetzt, möchten wir in bezug auf Maria dreierlei sagen:

1. Jesus war kein vom Himmel gefallener Stern, sondern ein echter Mensch, geboren aus Maria der Jungfrau, was die Schrift ausdrücklich bezeugt und was die Kirche von Anfang an unzweideutig mit der Bibel als ihren Glauben bekannt hat. Dass Jesus ohne irdischen Vater empfangen wurde, dass Gottes rufendes Wort sich in der jungfräulichen Empfängnis bis in den Leib hinein mächtig erwies – das hat die Kirche dankbar als Teil der Heilsbotschaft den Evangelien entnommen. Und nun fragen wir weiter: Wie sollte Jesus, der zu seinem einzigen, dem himmlischen Vater ein unvergleichlich inniges Verhältnis besass und bekundete, nicht durch eine ähnlich innige Liebe *dem* Menschen verbunden gewesen sein, dem er sein ganzes Menschsein verdankte? Maria ist das Band, durch das er mit dem ganzen Alten Bund leibhaftig geeint ist, in dem er die Heilstaten Gottes erkennt, die alle auf ihn, den Erlöser Israels zulaufen. Sie verkörpert als demütig glaubende Magd den ganzen Glauben Israels seit Abraham, seit dem Sinaibund und den Propheten. Im dreissigjährigen Umgang mit ihr, die ihm gleichsam zum Inbegriff des Glaubens wird, lebt er sich in seine Erlöseraufgabe ein.

Aber sie schenkt ihm die leibhaftige Menschennatur überhaupt: durch sie werden alle Menschen seine Brüder. «Das Wort ist Fleisch geworden»: und alles, was menschliches Fleisch hat, wird ihm durch die Vermittlung Marias verwandt. Welch unerhörte Stellung für das unscheinbare Mädchen aus Nazaret! Sagt sie nicht selbst mit Recht: Gott hat «angeblickt die Niedrigkeit seiner Magd, siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle Geschlechter»?

2. Wir müssen deshalb weiterfragen: Wie muss sie gewesen sein, diese jungfräuliche Mutter? Die Schrift lehrt uns das Wesentliche: Sie ist vor allem die Jasagende, die in alle Forderungen Gottes einwilligt, auch wo sie sie nicht versteht und nicht übersieht. Sie schliesst aus ihrem Jawort ihren Leib nicht aus. Sie ist offen für das ganze Wort Gottes, das gerade in *ihr* Wohnung nehmen will. Da eine Frau aus dem Volk ihre Brüste seligpreist, verweist Jesus auf das Tiefere, Eigentliche, das seine Mutter kennzeichnet: «Ja, wahrhaft selig, die das Wort Gottes vernehmen und es in sich bewahren» (Lk 11,28). Das ist der vollkommene Glaube, der keinerlei Vorbehalt macht. Deshalb blieb Maria, wie die Kirche mit Recht sagt, von jeder Schuld frei. Denn Schuld macht immer Vorbehalte Gott gegenüber.

Nun betrachte man sie: wie arglos diese Jasagende auf die Menschen zugeht, wie selbstlos, wie dienst- und hilfsbereit. Und dies ohne jede Selbstbespiegelung, wie wir Sünder sie kennen, in jener vollkommenen Demut, die nichts zu verbergen hat, sich nicht aufdrängt, aber immer verfügbar ist. Wie sollte der Sohn diese Liebenswerteste nicht geliebt haben? Wie sollten wir, wenn wir sie übergehen, ihren Sohn beanspruchen können?

Haben wir nicht vielmehr alles von ihr zu lernen, wenn wir Gott und seinem menschgewordenen Sohn begegnen wollen? Dass Jasagen zuerst, das keine Vorbehalte zu setzen sucht, den vollkommenen Glauben also, der ohne Argwohn alles für wahr hält und ohne Feilschen alles annimmt, was Gott sagt und will? Verstehen wir jetzt besser, weshalb die Theologen von Anfang der Kirchengeschichte an Maria als Urbild der Kirche bezeichnet haben? Was die Kirche und ihre Glieder zu tun versuchen: rückhaltlos den Willen Gottes, die Fügungen und Heilsveranstaltungen Gottes bejahen: Maria kann und tut es. Sie setzt den eigentlichen Grundakt der Kirche; alles, was später kommt: das apostolische Amt, die Sakramente, die Missionssendung in die Welt, setzt dieses marianische Fundament voraus. Ohne dieses wäre die Kirche, was sie leider für viele zu sein scheint: eine blosse Organisation. Aber mit ihm ist sie mehr: ein inniges Leben zusammen mit Jesus Christus. Wer in die Unmittelbarkeit mit Jesus hineinstrebt, der muss, falls er sich nicht in Illusionen verstricken will, die Haltung Marias nachahmen. Jesus verspricht denen, die die vollkommene marianische Bereitschaft zur Erfüllung des göttlichen Willens haben, sogar eine unerhörte und ganz geheimnisvolle Ähnlichkeit mit seiner Mutter: sie können wie diese zur Menschwerdung des göttlichen Wortes beitragen und damit zur Einwurzelung des Reiches Gottes auf dieser steinigen Erde (vgl. Mt 12,50).

3. Ein Christ kann somit nicht ohne Nachahmung Marias auskommen, was folgerichtig eine Verehrung ihrer Person einschliesst. Diese Verehrung hat so schlicht und unverbogen zu sein wie die demütige Magd selbst. Wenn sie das ist, kann sie der Anbetung Gottes und Christi keinerlei Konkurrenz machen und wird kein ökumenisches Ärgernis sein können.

Indem die Kirche auf Maria blickt, indem sie zu ihr betet und wallfahrtet, blickt sie zu jenem Idealbild ihrer selbst, das nichts weiter ist als die offene Tür, der Durchgang und Hinweis auf Christus und den dreieinigen Gott. Aber da im Christentum nichts abstrakt, sondern alles konkret und leibhaftig ist, sollte auch diese Tür und dieser Durchgang ein lebendiger Jemand sein. Die Tür steht immer offen, und wir sind nicht verpflichtet, bei jedem Gebet an den Sohn ausdrücklich der Mutter zu gedenken. Aber wie sinnvoll ist es trotzdem, von dieser Mutter die Art und Weise neu zu lernen, wie man dem Sohn am besten begegnet. «Fleckenlos» sollte unser Jawort sein, als «fleckenlos» bezeichnet Paulus die Kirche als die Braut Christi (Eph 5,27); wir dürfen hinzufügen, dass sie Kirche wohl in keinem ihrer Glieder vollkommen fleckenlos ist, ausser in ihrem Urbild, in Maria.

Deshalb laden wir alle Gläubigen ein, im «Ave Maria» immer neu den Zugang zur «Frucht ihres Leibes» zu erbitten, im «Englischen Gruss» ihres Jawortes und der Menschwerdung Gottes in ihr zu gedenken, im Rosenkranz die göttlichen Heilsgeheimnisse mit ihren Augen zu betrachten. Solche Gebete sind bar jeder Schwärmerei, die uns den Blick auf das Wesentliche, das Wesen und Werk Gottes verstellen würde. Sie lehren uns vielmehr die wahre christliche Meditation: die liebende Vertiefung in die Geheimnisse Gottes, in seine fleischgewordene Liebe, die nur im Mitlieben aufgehen kann. Indem wir uns von Maria in solches Mitlieben hineinziehen lassen, wirken wir an der Veränderung der Welt auf Gottes Reich hin, das die vollendete Herrschaft seiner Liebe ist. Um diese Mitte des Christlichen geht es letztlich in der Verehrung der Gottesmutter. Möge sie, die der Welt einst Christus geboren hat, auch unserer Zeit neu die Tür auftun zu ihm, der gepriesen sei in Ewigkeit (Röm 9,5). So segne Euch der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

Würzburg, 30. April 1979

Die deutschen Bischöfe

Berichte

Bad Schönbrunn: 50 Jahre mit Menschen unterwegs

Am 13. Februar 1929 begann in der ehemaligen «Wasserkuranstalt Bad Schönbrunn» der erste Exerzitienkurs für Männer aus dem Aargau; am 2. Juni 1929

konnte der Bischof von Basel, Josef Ambühl, das Exerzitienhaus der Schweizer Jesuiten im umgebauten Gebäudekomplex von Bad Schönbrunn einweihen: So kann Bad Schönbrunn, nun das Bildungshaus der Schweizer Jesuiten, auf ein halbes Jahrhundert Arbeit im Dienst an der Kirche in der Schweiz zurückblicken. Dieser Rückblick geschieht im Rahmen von Veranstaltungen, einer kleinen Ausstellung und der Festschrift «Fünfzig Jahre mit Menschen unterwegs». Um einer breiteren Öffentlichkeit einen Einblick in die Geschichte und die heutige Arbeit von Bad Schönbrunn zu geben, lud die Leitung des Bildungshauses zu einem Pressegespräch ein.

Das Selbstverständnis

Was Bad Schönbrunn heute will, erklärte Direktor P. Niklaus Brantschen anhand des programmatischen Selbstverständnisses: «Bad Schönbrunn möchte seinen Gästen helfen, durch die Konfrontation mit sich selbst, mit der Welt und mit dem Wort Gottes Einsichten reifen zu lassen, die befähigen, gültig zu urteilen, sich in wichtigen Lebensfragen bewusst zu entscheiden und zu glauben.»

So entspreche das ganze Bildungsangebot dem ignatianischen Grundgedanken, dass der Mensch sich entscheide vom Spüren und Verkosten der Dinge von innen her. In der Begegnung mit der Botschaft ergebe sich dabei sowohl menschliche Entsprechung wie Durchkreuzung, Konfrontation. Die Ausgestaltung dieses ignatianischen Prinzips im konkreten Bildungsangebot von Bad Schönbrunn hat ihre Geschichte, die P. Josef Stierli, der Baumeister des neuen Schönbrunn im Überblick darstellte.

Frühe Bildungsarbeit

Der erste Schwerpunkt der Arbeit von Bad Schönbrunn waren die Exerzitien im Sinn der ignatianischen «Geistlichen Übungen». Die Regelform waren Kurse von drei Tagen, angeboten jeweils für Lebensstände und Berufsgruppen; also für Männer und Jungmänner, Frauen und Jungfrauen. Dazu kamen Kurse von fünf bis acht Tagen, besonders für die Kader der katholischen Verbände. 1938 wurden erstmals Grosse, das heisst dreissigtägige Exerzitien für Lehrerinnen durchgeführt. Seit 1943 wurden dann jedes Jahr Grosse Exerzitien für Priester und Studenten der Theologie angeboten.

Ein zweiter Schwerpunkt der Arbeit von Schönbrunn war die vielfältige Bildungsarbeit, die in den letzten zehn Jahren einen neuen Stellenwert erhielt, aber schon früh neben den Exerzitien begonnen hatte. So folgte 1937 auf Exerzitien für Pflegeberufe ein «Religiös-ethischer Schulungskurs für Hebammen und Pflegerinnen». Und ab 1938 drückte P. Richard Gutzwiller mit seinen Bibelwochen der Bildungsarbeit von Bad Schönbrunn während vollen 20 Jahren seinen markanten Stempel auf. An diese Tradition wurde 1975 angeknüpft, als Bad Schönbrunn mit der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks zusammenzuarbeiten begann.

Mit den Bibelwochen und mit weiteren Kursen leistete Bad Schönbrunn schon früh seinen Beitrag zur Fortbildung der Priester. Weitere Akzente der Bildungsarbeit setzten «Ferien als Bildungsarbeit», «Laientheologische Kurse», die Kurse zu «Teilhard de Chardin» und jene für die Zielgruppe Krankenschwestern, die 1972 zur regelmässigen «Interdisziplinären Arbeitstagung für Pflegeberufe, Ärzte, Krankenseelsorger und Sozialdienste» führten. Seit 1965 sind auch die Betagten eine besonders gepflegte Zielgruppe.

In der Zeit bis 1970 konnte im Jahr mit durchschnittlich 3000 bis 3500 Teilnehmern mit 10 000 bis 13 000 Kurstagen gerechnet werden.

Der Auftrag im Wandel der Zeit

Der 1970 bezogene Neubau, an den bereits 1959 gedacht wurde, markiert einen geistigen Umbau und eine Neustrukturierung der Arbeit. «Dabei wirkten wohl auch Sachzwänge wie der unaufhaltsame Rückgang der Exerzitien mit. Man fragte aber vor allem nach neuen Bedürfnissen der Menschen und nach neuen Methoden. Aus einer gründlichen Reflexion reiften Einsichten in neue Aufgaben des Hauses und neue Wege mit einem zum Teil gewandelten Zielpublikum. Diese Neufassung des geistigen Programms rief konsequent nach neuen Strukturen der Führung, die in den letzten Jahren realisiert wurden» (Festschrift, S. 28).

Dass sich der Auftrag von Bad Schönbrunn im raschen Wandel der Zeit nicht nur veränderte, sondern auch durchhielt, zeigte anhand des Bereiches «Ehevorbereitung/Ehebegleitung» Andreas Imhasly – der erste Laie in der Leitungsgruppe von Bad Schönbrunn – auf. Seit 1937 wurden zur Ehevorbereitung für Jungmänner und Jungfrauen getrennte Exerzitien angeboten; 1962 wurde die erste gemeinsame «Werkwoche der Vorbereitung für Jungmänner und Jungfrauen» mit 3 Tagen Exerzitien und 2 Schulungstagen durchgeführt. 1942 wurden erstmals Exerzitien für Ehepaare angeboten; seit 1977 werden Ehepaarkurse mit Kinderbetreuung im Haus und seit 1978 Familienferien durchgeführt. Wie bei anderen Kursen so hat sich auch bei den Angeboten für Ehevorbereitung und -begleitung die Methode geändert: im Mittelpunkt steht nicht mehr der Vortrag, sondern das Gespräch, um so «lebendiges Lernen im erfahrungsbezogenen Gespräch» zu ermöglichen und auf der Kommunikationsebene zu arbeiten.

Die von Bad Schönbrunn angebotenen Kurse können in fünf Gruppen zusammengefasst werden: Exerzitien oder Geistliche Übungen; Meditation – ohne Worte, ohne Gegenstand; Bibelarbeit; Lebensfragen – Glaubensfragen; Ehevorbereitung – Ehebegleitung; Kreativität – Kunst und Musik (einschliesslich jeux dramatiques). Dazu kommen Seminare, Studientage, Angebote für bestimmte Zielgruppen. Mit diesem neueren Angebot wird der allgemeinen Entwicklung in der Erwachsenenbildung entsprochen, nämlich klar *zielgruppenorientierte* und vermehrt *kontinuierliche* Bildungsarbeit zu leisten. Hier werden aktuelle Problembereiche der persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung angesprochen wie beispielsweise Gewissen, Fanatismus, Atheismus, Bundesverfassungsrevision, Kulturpolitik. Als Zielgruppen sind Bad Schönbrunn besonders die Krankenschwestern, die kirchlichen Mitarbeiter – wobei die diözesane und interdiözesane Fortbildung für Seelsorger gewisse Einschränkungen notwendig machten – und Ordensleute sowie die alten Menschen wichtig geworden.

Der Direktor ist kein Direktor

Neu in Bad Schönbrunn ist auch das Leitungsmodell, das die effektive Kooperation der Verantwortlichen der verschiedenen Arbeitsbereiche und damit eine kooperative Leitung einführte. Die Gesamtleitung des Hauses obliegt der *Leitungsgruppe,* wobei der Direktor nur die Letztverantwortung in der Gruppe und für die Gruppe trägt. Die Leitungsgruppe ist für die konzeptionelle wie organisatorische Führung: die geistige Ausrichtung, Planung, Durchführung und Reflexion der Arbeit verantwortlich. Innerhalb der Gruppe wird die Sachbearbeitung abgesprochen, sie wird aber nicht von Ressorts verantwortet, sondern von der Gruppe, die so alle Aufgaben kooperativ durchführt.

In der *Mitarbeitergruppe* berät die Leitung mit den ständigen Mitarbeitern alle anstehenden Fragen im Sinne einer Entscheidungsvorbereitung. Jeder dieser Mitarbeiter ist durch seine berufliche Qualifikation wie das hauptzeitliche Engagement im Bildungshaus verantwortlicher Partner der Leitung für seinen Arbeitsschwerpunkt. Geplant ist, künftig auch die teilzeitlichen Mitarbeiter, die für einen be-

stimmten Bereich wie beispielsweise Bibelarbeit oder Altenbildung verantwortlich sind, einzubeziehen.

In der *Betriebsgruppe* treffen sich zweimonatlich die Verantwortlichen der verschiedenen Betriebsbereiche (Bau, Technik, Landwirtschaft, Hauswirtschaft, Verwaltung, Personal) mit der Leitung, um Fragen der Betriebs- und Mitarbeiterführung zu beraten und zu lösen.

In der *Planungsgruppe* schliesslich werden zweimal im Jahr Grundfragen aus Kirche und Gesellschaft im Blick auf die langfristige, prospektive Planung der Programm- und Kursarbeit besprochen. Mitglieder der Planungsgruppe sind Vertreter verschiedener Berufsgruppen, Institutionen und Zielgruppen.

«Eine Zukunft, auf die wir hoffen»

Bad Schönbrunn hat so wie jedes Bildungshaus seine Eigenart und besondere Zielsetzung, anerkennt die Eigenart und Zielsetzung der anderen Bildungshäuser und versteht sich so als ein Glied in der Gemeinschaft der Bildungsinstitutionen der katholischen Kirche in der Schweiz. Seine Zukunft ist so auch mit der Zukunft der Bildungsarbeit in der katholischen Kirche verknüpft.

Zugleich ist seine Zukunft auch davon abhängig, ob es ihm gelingt, Vorurteile abzubauen. Zum Beispiel, «es spreche vor allem eine Elite an: die besonders Frommen und Kirchentreuen, die geistig und kulturell Hochstehenden; die finanziell Gutsituierten, kurz: den Reichen in seinen verschiedenen Gestalten» (Festschrift, S. 107). Bad Schönbrunn stellt sich deshalb mit der letzten Generalkongregation der Jesuiten die Frage: «Wo leben wir, wo arbeiten wir? Wie? Mit wem? Welches sind unter Umständen unsere geheimen Einverständnisse, Abhängigkeiten, Kompromisse mit Ideologien und Mächten?» Dass sich die Kirche in der Schweiz mit Bad Schönbrunn auch bei diesem Fragen, Sich-Fragen solidarisch verhielte, wäre eine gerade im Blick auf «eine Zukunft, auf die wir hoffen» sinnvolle Jubiläumsgabe.

Rolf Weibel

Caritas als Brücke der Bruderhilfe

An der diesjährigen Generalversammlung der Caritas Schweiz vom 18. Mai[1] und am Pressegespräch mit der Präsidentin, dem Direktor und den Leitern der Ausland- und Inlandhilfe, das ihr vorausging, kamen neue Tendenzen der Caritas-Arbeit zu Sprache: die Arbeit der Freiwilligen gewinnt an Bedeutung und die Arbeit der Hauptberuflichen, Professionellen wandelt sich in Richtung «Relaisfunktion», «Prozessvermittlung».

So sieht das neue «Katastrophen-Handbuch» der Caritas Internationalis ausdrücklich vor, dass die Hilfe auf eine ganzheitliche Promotion und möglichst weitgehende Selbstverantwortung der Betroffenen und ihrer Gemeinschaften ausgerichtet ist. Sie regt von den Gemeinschaften zu tragende Initiativen an, fördert und koordiniert sie. Sie motiviert die Gemeinschaften, besonders benachteiligte Menschen wie Alte, Handikapierte, Waisen in ihre Selbsthilfemassnahmen zu integrieren.

Von diesen Grundsätzen her unterstützt die Caritas Schweiz im Bereich der Sozialhilfe Ausland zum Beispiel keine Heime für Behinderte durch Übernahme etwa von Betriebskosten; sie übernimmt vielmehr Pilotprogramme für die Promotion von Behinderten und die Ausbildung von einheimischen Fachkräften und einheimischem Kader. Denn es kommt alles darauf an, an Ort und Stelle Partner zu haben, die die Zukunft der Programme gewährleisten können.

Auch im Bereich der Inlandhilfe versteht sich die Caritas als Brücke, die Dienstleistungen und – als Anlaufstelle – Hilfe vermittelt. So wurde neben der Arbeit der Fachgruppe «Familien- und Schwangerschaftshilfe» die Arbeit gerade der Fachgruppen «Caritas und Pfarreiarbeit» sowie «Aus- und Weiterbildung» für kirchliche soziale Tätigkeit wichtig.

Als praktisches Beispiel auch dafür, wie wichtig die Besinnung auf die soziale Verantwortung aller ist, kann die Aufnahme südostasiatischer Flüchtlinge in die Schweiz dienen, und zwar einschliesslich der Sonderaktion des letzten Winters: sie war und ist der Caritas nur mit Hilfe der Gemeinden und Pfarreien und ihrer Betreuergruppen möglich.

So wurde im zweiten Teil der Generalversammlung über die Situation in Indochina informiert wie auch über die Integration der Vietnamflüchtlinge in der Schweiz. Dass die mit der HEKS-Caritas-Aktion geleistete Flüchtlingshilfe nur die drittbeste Antwort auf das Flüchtlingselend ist, ist nicht zu bestreiten. Dass es eine Alternative aber nicht gibt, bestätigte auch Elisabeth Winkler von der Internationalen Katholischen Kommission für Wanderungsfragen. Das Entscheidende ist deshalb, dass die aufgenommenen Flüchtlinge in ihrer neuen Heimat wirklich integriert werden. Dass hier gerade auch die Pfarrei herausgefordert ist, dass es ihr aber auch möglich ist[2] und dass sie sich mit Gewinn einsetzt, zeigte am Beispiel der Pfarrei Oensingen Pfarrer Hermann Müller auf.

Wenn mehr und mehr Pfarreien für die Flüchtlingsbetreuung gewonnen werden können, ist es den Hilfswerken auch möglich, sich beim Bundesrat mit Erfolg für die Hereinnahme von zusätzlichen Flüchtlingen in die Schweiz zu verwenden. Hier könnten sich die Pfarreien für eine Verbesserung der Flüchtlingspolitik einsetzen, ohne politisieren zu müssen!

Rolf Weibel

[1] Im geschäftlichen Teil wurden der Jahresbericht sowie die Jahresrechnung 1978 – sie weist einen gesamten Spendeneingang von rund 10 Mio. Franken aus – diskussionslos genehmigt. Als Nachfolger für den zurückgetretenen Paul Bouvier, Direktor der Caritas Genf, wurde Charles Portmann, Direktor der Caritas Jura, in den Vorstand gewählt. Als Nachfolger für den verstorbenen Abel Froidevaux wurde Dr. Ferdinand Steiner, Finanzinspektor der Stadt Luzern, in die Finanzkommission gewählt.

[2] Bei buddhistischen Familien ist eine religiöse Betreuung zurzeit allerdings noch nicht gewährleistet.

Neue Bücher

Alle haben denselben Gott

Der Auftrag jeder christlichen Gemeinschaft und ihre Sendung an «alle Völker» und «bis an das Ende der Welt» wird in der gegenwärtigen Theologie der Mission mit je verschiedenen Schlüsselbegriffen formuliert: zum Beispiel Hoffnung in Aktion, Rechenschaftsablage von unserer Hoffnung, Vermittlung zwischenkirchlicher Gemeinschaft, Schalomatisierung des gesamten Lebens, Befreiung, Dialog mit Menschen aus anderen Religionen und Ideologien, Evangelisierung. Diese komplementären Dimensionen der Mission erhalten in ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Kontext Europas, Afrikas, Lateinamerikas und Asiens immer wieder je verschiedene Akzente.

In einem breit angelegten, aber leicht zugänglichen Rückblick beschreibt jetzt der bekannte Fachmann für Missiologie und Missionspraxis *Walbert Bühlmann* diese vielfältige Dynamik kirchlicher Sendung aus der asiatischen Perspektive[1]. Sei-

[1] Walbert Bühlmann, Alle haben denselben Gott. Begegnung mit den Menschen und Religionen Asiens, Verlag Josef Knecht, Frankfurt am Main 1978, 223 S.

ne Veröffentlichung «Alle haben denselben Gott» gibt eine Grundstimmung an, die er dann in einem guten Dutzend von Variationen der «Begegnung mit den Menschen und Religionen Asiens» immer wieder anklingen lässt. Diese Thematik soll im folgenden an einigen exemplarischen Begegnungssituationen abgewandelt werden.

Theologische Arbeit

Das *Zweite Vatikanische Konzil* hat sich seit Ende 1963 intensiv mit den Fragen des «weiteren Ökumenismus» auseinandergesetzt und die prinzipielle Grundlegung der zwischenreligiösen Begegnung in den beiden Erklärungen zur Religionsfreiheit und zum Verhältnis zu den nichtchristlichen Religionen ausgearbeitet (S. 26–39). Das dabei leitende Kirchenbild wurde von Theologen an einer am Rande des 38. Eucharistischen Kongresses (November 1964) abgehaltenen *Konferenz in Bombay* mit unter anderem folgenden Erklärungen dargestellt: 1. die klassische Formulierung «Ausser der Kirche kein Heil» müsse kategorisch verworfen werden, und 2. Christus offenbare sich auch den Menschen nichtchristlicher Religionen. Solche Aussagen haben «wie ein Schreckschuss» (S. 43) gewirkt.

Dialog zwischen den Religionen

Das vom Ökumenischen Rat der Kirchen *1970 in Ajaltoun bei Beirut* organisierte *Treffen zum multilateralen Dialog der Weltreligionen* hat unter den buddhistischen, hinduistischen, muslimischen, jüdischen und christlichen Teilnehmern das Bewusstsein geschärft, «dass wir allesamt zu klein sind im Angesichte Gottes, zu klein, um über ihn zu disputieren, so dass uns nichts bleibt als uns zu unterwerfen, niederzuknien und zu beten» (S. 65)

Doch die beiden *Weltkonferenzen der Religionen für den Frieden* (Kyoto 1970 und Löwen 1974) – die zwar vor allem mit Hilfe neobuddhistischer Kreise aus Japan gefördert, aber vom indischen Erzbischof Angelo Fernandes aus Delhi präsidiert worden sind – wollen nicht bei diesem dialogischen Bewusstsein bleiben, sondern auch die Praxis der individuellen und öffentlichen Aggressivitätsverminderung fördern und einüben. Unter ihren Programmpunkten (S. 78) werden zum Beispiel aufgeführt: Interreligiöse Seminare und Konferenzen auf allen Ebenen, um ein Klima zur friedlichen Lösung von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Nationen zu schaffen, und: eine interreligiöse Präsenz bei den Vereinten Nationen aufzubauen, um den Einfluss der Religion bei der Lösung der Konflikte zu gewährleisten.

Zwischenkulturelle Vermittlung der Kirche

Die theologischen Implikationen solcher interreligiöser, zwischenmenschlicher und struktureller Existenz sind im Moment noch kaum abzusehen. Die *Internationale Theologenkonferenz über Evangelisierung in Nagpur* (1971), an der unter anderem D. S. Amalorpavadass, J. W. Wijngaards, Y. Congar und W. Kasper teilnahmen, hat versucht, Evangelisierung, Dialog und soziales Heil in ein inneres Verhältnis zu bringen (S. 98). W. Kasper hat diese Beziehung so gesehen: die Menschen werden nicht *trotz* jener Religionen, sondern *in* ihnen, aber *durch* Christus gerettet (S. 92).

Die pastoralen Konsequenzen solcher heilsgeschichtlicher Perspektiven sind schwerwiegend. So hat zum Beispiel das bibeltheologische *Seminar in Bangalore 1974* untersucht, welches die Stellung und Funktion der heiligen Schriften nichtchristlicher Religionen sei, was sie für die Kirche bedeuten und ob sie in der christlichen Liturgie Verwendung finden könnten (S. 100). Die Vorschläge und Anregungen dieses Seminars wurden am 14. Juni 1975 durch einen Brief der «Römischen Kongregation für die Sakramente und den Gottesdienst» an die indische Bischofskonferenz mit der dringlichen Bitte unterbunden, dass der Gebrauch von nichtchristlichen Lesungen in der Liturgie und der Gebrauch des indischen Hochgebetes nicht erlaubt seien, weder in feierlicher noch in privater Zelebration (S. 111).

Es ist kaum möglich, von der Weltkirche und von Asien zu sprechen, wo 57% der Weltbevölkerung leben, ohne jene Milliarde Menschen zu erwähnen, die in China leben. Vor allem die von der katholischen Forschungsstelle «Pro Mundi Vita» (Brüssel) und vom Weltbund der Lutheraner (Genf) vorbereitete *Konferenz in Löwen 1974 zur Deutung des China-Experimentes* hat diese Fragestellung umschrieben und Forschungswege zur Weiterarbeit angeregt. Die verschiedenen Arbeitskreise hatten Themen formuliert, die jetzt in regelmässigen nationalen und internationalen Konsultationen von «europäischen Christen, die von China betroffen sind» untersucht werden: der «neue Mensch» in China, Verhältnis von revolutionärem Antagonismus und christlicher Liebe, Glaube und Ideologie im Kontext des neuen China, China und die Heilsgeschichte, Auswirkungen des neuen China für das Verständnis der Kirche (S. 147–158).

Optimismus gegen Resignation

Diese Hinweise auf einige Begegnungsorte mit der asiatischen Wirklichkeit zeigen, wie intensiv die Konfrontation zwischen Menschen aus dem christlichen Glaubensbereich und Menschen aus der kulturellen und sozialen Wirklichkeit Asiens geführt wird. Wie schon bei den vorausgehenden Werken von W. Bühlmann[2] ist auch hier wieder die Fähigkeit des Generalsekretärs der Missionen des Kapuzinerordens hervorzuheben, in klarer Lesbarkeit die Brennpunkte der theologisch-missionarischen Diskussion und des zwischenkirchlichen Einsatzes darzustellen. Dabei kennt er die Grenzen dieser «langen Reporterreise» (S. 193), denn «man muss sich bewusst bleiben, dass wir nur die schönsten Gegenden besuchten, und dies in der alles verklärenden Frühlingszeit», denn «wir haben in diesem Buch nur die eine Seite der Medaille vorgestellt, die stimmt und ernstzunehmen ist. Wir müssen aber auch wissen, dass nicht alle christlichen Theologen diese neuen Einsichten und Interpretationen teilen und keineswegs alle Nichtchristen im neuen Aufbruch mitwandern» (S. 206–207).

Die andere Seite der Medaille – die Kritik an der Mission, die Versuchung zum Resignieren, die ausweglos scheinende Bevölkerungsexplosion mit dem Wachsen nichtchristlicher Religionen, der interne Kolonialismus, die Gegenmission hinduistischer und buddhistischer Gruppen in Europa, die Befreiungsbewegungen, der Vorschlag eines radikalen finanziellen und personellen Moratoriums – sind aber bereits so oft erwähnt worden und genügend bekannt, dass es richtig war, im asiatischen Kontext «Franziskus besucht Fremde» (S. 124) aufleben zu lassen.

Richard Friedli

[2] Wo der Glaube lebt. Einblicke in die Lage der Weltkirche, Freiburg i. Br. 1974; Missionsprozess in Addis Abeba. Ein Bericht von morgen aus den Archiven von heute, Frankfurt am Main 1977.

Amtlicher Teil

Für alle Bistümer

Papstopfer 1978

Das Staatssekretariat hat anfangs Mai den Empfang des Papstopfers für das Jahr 1978 bestätigt. Im Auftrag des Papstes hat das Staatssekretariat den Bischöfen die Gabe verdankt und darum gebeten, diesen Dank an die Gläubigen weiterzuleiten. Das Papstopfer ist ein Zeichen dafür, dass die

Diözesen in der weiten Welt die Sorgen der Gesamtkirche und des Obersten Hirtenamtes teilen. Wir dürfen das Wort der Schrift wieder mehr auf uns alle beziehen: «Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele» (Apg 4,32).

Für das Papstopfer wurden für das Jahr 1978 folgende Summen überwiesen:

Bistum Basel:	Fr. 169 294.75
Bistum Chur:	Fr. 85 000.—
Bistum St. Gallen:	Fr. 60 328.80
Bistum Lausanne, Genf und Freiburg:	Fr. 73 494.05
Bistum Sitten:	Fr. 37 533.60

Bistümer Basel, Chur und St. Gallen

Einführungskurs für Kommunionhelfer

Samstag, 23. Juni 1979, 14.30–17.30 Uhr, findet in Luzern ein Einführungskurs für Laien in die Kommunionspendung statt. An diesem Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis zum *15. Juni 1979* beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich, anzumelden. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung. Ein weiterer Kurs findet am 22. September 1979 in Zürich statt.

Bistum Basel

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Thayngen* (SH) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 19. Juni 1979 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Adressänderung

Fridolin Müller, Domherr, bisher Pfarrer in Weinfelden (TG), nimmt Wohnsitz in 8554 Bonau, Hauptstrasse 663, Telefon 072 - 28 19 77.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Im Herrn verschieden

Henri Marthe, Spiritual, Freiburg

Henri Marthe, heimatberechtigt in Broc, ist am 12. Dezember 1900 in Genf geboren. Am 11. Juli 1926 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Lausanne/St-Rédempteur (1926 bis 1928), als Pfarrer von Bottens (1928 bis 1967). Dann war er Spitalseelsorger im Bürgerspital in Freiburg (1967–1970). Seit 1967 war er auch Richter am kirchlichen Gericht des Bistums. Er wirkte weiter als Spiritual des Klosters Biesenberg (Montorge) in Freiburg. Er starb in Freiburg am 20. Mai 1979 und wurde am 23. Mai 1979 in Freiburg (Biesenberg) beigesetzt.

François Porchel, Kaplan, Lussy

François Porchel, heimatberechtigt in Chénens, ist am 26. November 1896 in Chénens geboren. Er wurde am 11. Juli 1920 in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in Montreux (1920 bis 1922), als Pfarrer von Nuvilly (1922 bis 1925), als Pfarrer von Matran (1925 bis 1970). Dann war er Kaplan in Lussy. Von 1949–1970 war er auch Dekan des Dekanates vom hl. Kreuz. Er wirkte ebenfalls als Richter am kirchlichen Gericht des Bistums. Er starb in Lussy am 24. Mai 1979 und wurde am 26. Mai 1979 in Villaz-St-Pierre begraben.

Verstorbene

Paul Müller, Pfarrer, Uesslingen

Am Montag, dem 5. Februar, spät in der Nacht, schloss der nimmermüde gute Hirt der katholischen Pfarrei Uesslingen die Augen für immer, und am Samstag darauf fand er sein Grab im Schatten seiner Kirche und neben dem unvergesslichen Domherrn Johann Evangelist Hagen.

Paul Peter Müller war der älteste Sohn des Glasermeisters Peter Müller von Wängi und der Maria geborene Bommer. Der Ambrosiustag, 7. Dezember 1904, war sein Geburtstag. Die Patres von Einsiedeln vermittelten ihm die humanistische Bildung, besonders auch die Liebe zur Geschichte, Literatur und Kunst. Die theologische Bildung holte er sich in Freiburg i. Br., dann auch im schweizerischen Freiburg, in Luzern und endlich im Weihekurs zu Solothurn.

Der Neupriester Paul Peter Müller schenkte die ersten drei Jahre der grossen Pfarrei Cham im Zugerland; aber dann zog es ihn zurück in den Thurgau und nach Uesslingen, als wäre der Iselisberg die Lorelei und die Thur der Rhein. An die 46 Jahre blieb er den Uesslingern treu. Kurz vor seinem Tode bat er seine Schwester, die 1933 ihr Lebensschicksal mit dem seinen verband: «Sag es überall, ich habe alle geliebt. Ich habe die beiden Kirchen, Uesslingen und Buch, gern gehabt. Ich hätte niemals weggehen können . . . »

Paul Müller war ein Original, im besten Sinne des Wortes. Er passte in kein Schema. Er war weder der Typ des selbstbewussten Pastors noch weniger der des filigrangemusterten Pfarrers. Er war der Paul Müller und hatte den Mut, oportune et importune, ob es gelegen kam oder nicht seine Meinung zu sagen. Das tat er in Wort und Schrift.

«Ich predige gerne!» sagte er oft. Alle seine Predigten sind geschrieben und genauestens numeriert – über 2000. Ein riesiges Wissen, das wohl ab und zu die Fassungskraft der Uesslinger überforderte, goss er in die wohlgesetzte Rede, zitierte ebenso leicht aus Dante wie aus Goethe, schöpfte aus dem Schatzkästlein von Alban Stolz und den Reden von Kardinal Faulhaber, verteidigte die von den modernen Theologen in Frage gestellten Lehrmeinungen, und wehe, wenn einer auf den «Abschied vom Teufel» zu reden kam, dann blies er ins Feuer, dass die Funken stoben. Wie freute er sich, wenn er ein Lob erntete für die vielen Artikel, die so heimelig und liebevoll von den historischen Werten der Gegend sprachen, von der nahen Karthause, die er bis in den letzten Winkel kannte; von den Fresken zu Buch, die unter seiner Aegide 1938 restauriert wurden; von der Insel Werd, wo er seine geliebten Nothelfer rettete.

Pfarrer Paul Müller war seinerzeit ein experimentierfreudiger Seelsorger, einer der ersten, der mit dem Auto fuhr und mit Sicherheit der erste, der die technischen Mittel Film, Projektionsapparat als Hilfen für die Seelsorge einsetzte. Mit dem ihm eigenen Lächeln rechtfertigte er sein Tun, indem er das Wort Christi auf sich selber bezog: «Er redete in Bildern, und anders redete er nicht . . . » Umso tragischer empfinden wir es, dass ausgerechnet Pfarrer Müller das oft so schmerzliche Schicksal des alternden Seelsorgers nachleiden musste, ein Schicksal, das ihm, dem sonst so Fröhlichen und Unbeschwerten, die letzten beiden Jahre stark verdüsterte.

Die 46 Jahre seiner Wirksamkeit in Uesslingen und Buch werden unvergessen bleiben. Solange er konnte, versuchte er allen alles zu werden: Den Kindern ein Vater, den Jugendlichen ein verstehender Freund, den Eltern ein Ratgeber, den Kranken ein Trost und den Andersgläubigen ein verständiger, liebenswürdiger Pfarrer. Für die italienischen Gastarbeiter lernte er italienisch. Kam ein Spanier, versuchte er es mit Spanisch; nicht einmal Türkisch und Arabisch schreckten ihn zurück, wenn es galt, die Herzen derer anzusprechen, die fern von der Heimat einen Freund nötig hatten.

Vor Jahren schrieb er in eine Karfreitagspredigt: «Kreuzweg ist für uns alle, aber auch Kreuzabnahme kommt für alle. Dann mag man uns in den Schoss Mariens legen, dass sie uns hintrage zum erbarmungsreichen Herzen ihres Sohnes . . . »

Nun ist die Kreuzabnahme vorbei, Pfarrer Paul Müller ist daheim. Noch klingen uns seine Lieder nach – das vom Fährmann, vom Bruderherz, und nicht zuletzt das wehmutsvolle, das er so gerne sang: «Auf der Heide blühn die letzten Rosen . . . » Wie wird es in der Pfarrei Uesslingen weitergehen? Wer wird fortab für ihn hinaufsteigen zur ehrwürdigen Kapelle von Buch? Wo sollen wir die Seelsorger hernehmen? Eines seiner liebsten Lieder war: «Ich bin vom Gotthard der letzte Postillion . . .» Ob er, wenn er es sang, im Innersten nicht manchmal fürchtete: «Ich bin am Iselisberg der letzte . . . » Unvergesslich wird er auch mir bleiben, der ich von 1952 bis 1955 als Karthäuserpfarrer von Warth sein Nachbar war und mit ihm Stunden erlebte, die zu den schönsten meines Lebens zählen. Für

mich jedenfalls bleibt er für immer das, was er mir oft als Schluss seiner originellen Briefe schrieb: Das Sammelsurium curiosum - das merkwürdige Gemisch von petrinischem Feuer und paulinischer Tiefe -, Paulus an der Thur.

Georg Schmid

Neue Bücher

Christliche Pädagogik

F. Pöggeler u. a., Christliche Pädagogik. Aufforderung zu einer neuen Initiative, Bensberger Protokolle Nr. 23, Thomas Morus Akademie Bensberg, D - 5060 Bergisch Gladbach, 1978, 130 Seiten.

Gegenwärtig bricht die Frage nach Sinn und Ziel, Inhalt und Ethos menschlichen Tuns vor allem auch im Bereich der Erziehung und der Schule erneut stark auf. Manche Erzieher, Eltern und Lehrer fragen nach einem spezifisch christlich motivierten Engagement der pädagogischen Praxis und nach Möglichkeiten, die pädagogische Theorie von christlichen Grundwerten her zu fundieren. Das ist tröstlich: denn die 60er Jahre waren gekennzeichnet einerseits durch das Vordringen rein empirischer — des öftern auch nur sogenannt — wissenschaftlicher Methoden in der Pädagogik und vor allem durch das Entstehen einer «neomarxistischen Konfessionspädagogik» (Felix Messerschmid, S. 25). Ihre missionarischen Tendenzen lagen klar zutage und dennoch wurde sie auch von kritisch sich gebenden Leuten nur zu oft naiv-unkritisch akzeptiert. Aus diesen und manchen andern Gründen entstand im Bereich der Pädagogik weithin ein normatives Vakuum.

Aus dem Bedürfnis, dass Pädagogik und Theologie wieder miteinander ins Gespräch kommen sollten, regte Prof. Dr. Franz Pöggeler die Thomas Morus Akademie Bensberg an, ein Symposion durchzuführen (27./28. Februar 1978) und so die «Initiative für eine neue, zeitgerechte Begründung der christlichen Pädagogik» (S. 4) zu ergreifen. Die Referate des Symposions werden nun in diesem Sammelband veröffentlicht. Man darf aber von der Lektüre des Bandes nicht konkrete Ergebnisse und Hilfen für die erzieherische Praxis erwarten. Auch der Aufsatz von Johannes Nosbüsch «Konkrete Themen und Probleme einer christlichen Pädagogik» (S. 65-99) ergibt wenig Konkretes. Aus den vergangenen Jahrzehnten mussten wir lernen, dass «die Bibel keine pädagogische Zapfsäule» ist (Messerschmid zitiert ein Mitglied der deutschen Synode, siehe D. Emeis [Hrsg.], Synode — Ende oder Anfang, S. 297). Deshalb geht es den Autoren um das notwendige Durchdenken der Ansätze einer Pädagogik aus christlichem Ursprung und Glauben, aus einer christlich fundierten Wertordnung. Sehr zu recht. Wünschenswert wäre es deshalb gewesen, auch über den Titel des Buches «Christliche Pädagogik» noch besser zu reflektieren.

Das grundlegende Gespräch ist aufgenommen — hoffentlich wird es weitergeführt und gibt dem Praktiker «an der Front» Hilfe für die Beantwortung seiner drängenden Fragen nach dem «Was» und «Wie»!

Nachdem diese Rezension bereits gesetzt war, ist noch folgende Neuerscheinung eingetroffen:

F. Pöggeler (Hrsg.), Perspektiven einer christlichen Pädagogik. Aufforderung zu einer neuen Initiative, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1978, 164 S.

Das Buch enthält die gleichen Aufsätze, teilweise leicht verändert. Zusätzlich findet sich am Ende des Bandes eine *Auswahlbibliographie zur christlichen Pädagogik,* zusammengestellt von E. J. Birkenbeil und H. Schymroch (S. 144-164). Sie berücksichtigt Werke, die nach 1945 erschienen sind; meines Erachtens werden dabei leider Arbeiten aus der Schweiz zuwenig berücksichtigt.

Theodor Bucher

Fortbildungs-Angebote

Befreiende Theologie nach Puebla

Sind wir bereit, von der Kirche Lateinamerikas zu lernen?

Termin: 9.-10. Juni 1979.
Ort: Paulus-Akademie, Zürich-Witikon.
Zielgruppe: Offene Tagung.
Kursziel und -inhalte:

1. Vorträge von Hans Schöpfer (mit Diskussion):
- Wie haben die Lateinamerikaner auf ihre gesellschaftliche und religiöse Problematik geantwortet? Entstehen, Schwerpunkte und Strömungen der Theologie der Befreiung.
- Impulse der Puebla-Konferenz. Konkretisierungen und Korrekturen am Beispiel Gewalt, Basisgemeinschaften, Prophetik.
- Lateinamerika als Provokation für uns.

2. Bericht von Meinrad Hengartner:
Das Erlebnis von Puebla als Herausforderung für uns in der Schweiz.

3. Gruppengespräche:
- Wie wird unsere Solidarität konkret?
- Gibt es auch für uns eine «befreiende» Theologie? An welche Erfahrungen knüpft sie an? Aus welchen Entfremdungen befreit sie uns?

Referenten: Dr. Meinrad Hengartner, Fastenopfer, Luzern; Dr. Hans Schöpfer, Theologische Fakultät der Universität Freiburg.

Auskunft und Anmeldung: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, Postfach 361, 8053 Zürich, Telefon 01-53 34 00.

Jesus Christus und die Religion

Salzburger Hochschulwochen

Termin: 30. Juli bis 11. August 1979.
Ort: Salzburg.
Kursziel und -inhalte: Vorlesungen: 1. Woche: Die Religion in den Religionen (Dupré), Die Botschaft des Koran und die biblische Offenbarung (Anawati), Die konkurrierenden Ansprüche der Religionen und Weltanschauungen heute als Herausforderung des Christentums (Meinhold), Jesus Christus als die Erfüllung der Religionen (Wiederkehr); 2. Woche: Christentum und Judentum: Wandel des Verhältnisses beider Religionen zueinander (Schubert), Universaler Geltungsanspruch des Christentums (Scheele), Die heutige Stellung der römisch-katholischen Kirche zu den nichtchristlichen Religionen (Camps), Chancen der Evangelisation am Beispiel Lateinamerikas (Stehle). Seminare: 1. Woche: Zum Phänomen distanzierter Kirchlichkeit (Zulehner), Die Funktionen des Dogmas als Ausdruck christlichen Glaubens (Beinert), Dialog mit den afrikanischen Religionen (Bürkle), Synkretismus in Lateinamerika (Kloppenburg); 2. Woche: Rationale Begründung der Religiosität (Splett), Wie sehen die Weltreligionen das Christentum? (Waldenfels), Die buddhistische Mission im Westen (Van Bragt), Offenbarung als Heilsmitteilung im Hinduismus (Oberhammer). Vorlesungen mit Kolloquium: 1. Woche: Der missionarische Auftrag des Christentums und die Prinzipien von Toleranz und Religionsfreiheit (Iserloh), Die Religionen im Prozess der Aufklärung in Geschichte und Gegenwart (Oelmüller), Die Problematik der Vermittlung der Botschaft Jesu; 2. Woche: Vorstellungen von Heil in den Religionen und das Heil in Jesus Christus (Fries), Jugendreligionen und christlicher Glaube (Grom), Verständnis und Wertung der Religionen bei dem Christengegner Kelsos - Ein Modell aus dem 2. Jahrhundert (Andresen).

Auskunft und Anmeldung: Sekretariat der Salzburger Hochschulwochen, Postfach 219, A - 5010 Salzburg.

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Theodor Bucher, Studienleiter Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Dr. Richard Friedli OP, Professor, Direktor des Instituts für Missiologie und Religionswissenschaft, Rue du Botzet 8, 1700 Freiburg
Dr. Andreas Lindt, Professor, Burgerstrasse 16, 3063 Ittigen
Georg Schmid, Pfarrer, Kirchplatz 4, 8355 Aadorf
Dr. Rudolf Schmid, Regens, Adligenswilerstrasse 15, 6006 Luzern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor
Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22

Mitredaktoren
Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27
Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate
Raeber AG, Frankenstrasse 7-9
Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern
Telefon 041 - 22 74 22, Postcheck 60-162 01

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 57.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 68.—; übrige Länder: Fr. 68.— plus zusätzliche Versandgebühren.
Einzelnummer Fr. 1.60 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

avm

audio visuelle medien

Grossprojektionsleinwand

für Ihre Kirche (man kann mich auch mieten).
3,20 × 4,26 m (auch kleinere lieferbar).

Die einzigartige transportable Grossprojektionsleinwand sofort vorführbereit.
Handlicher Tragkoffer.
Rahmen aus Aluminium.
Faltprojektionswand aus Vinyl, abwaschbar.

Unsere Grossprojektionsleinwand kann in einem handlichen Tragkoffer überall hin mitgenommen werden und ist in wenigen Minuten aufgestellt.
Die Faltprojektionsleinwand aus Vinyl ist mit Druckknöpfen versehen. Die Druckknopfbefestigung auf dem eloxierten Aluminiumrahmen garantiert eine gleichmässige Spannung des Tuches. Die Wand steht auf zwei T-Ständern, kann in der Höhe verstellt werden und lässt sich auch an einer Wand befestigen. Die perfekte, günstige Lösung für die Projektion in Ihrer Kirche. Setzen Sie sich mit uns in Verbindung, wir sind gerne bereit, die Leinwand bei Ihnen vorzuführen.

AVM-Verlag, Lärchenstrasse 8, 8962 Bergdietikon
Telefon 01 - 740 02 06 oder 740 15 25

An der Universität Freiburg ist die Stelle eines Studentenseelsorgers neu zu besetzen. Die Theologische Fakultät schlägt zuhanden des Staatsrates Kandidaten vor.

Gesucht wird auf das Wintersemester 1979/80 ein

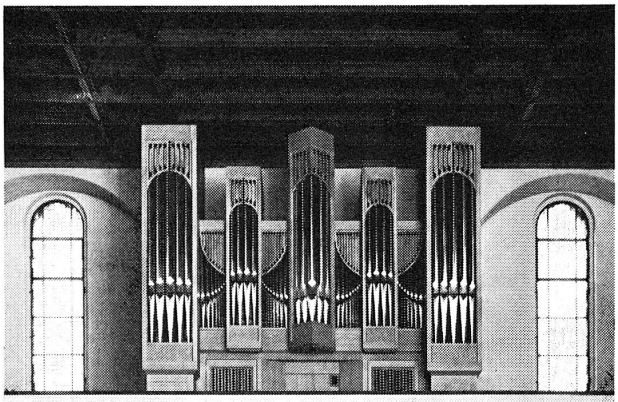
Studentenseelsorger
(deutschsprachig)

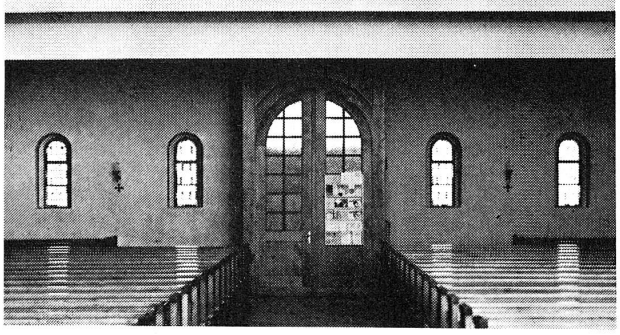
Aufgabenbereich:
Aufbau einer Universitätspastoral in Zusammenarbeit mit dem französischsprachigen Seelsorger; Animation von Gruppen, die an theologischen, kirchlichen und politischen Fragen arbeiten; Einzelberatung; Mitarbeit bei Gottesdienstgestaltung.

Voraussetzungen:
Abgeschlossenes Hochschulstudium in Theologie
Pastorale Praxis;
Bereitschaft zu Teamarbeit;
Kenntnisse und Erfahrung in bezug auf Einzelberatung und Gruppenarbeit.

Der Studentenseelsorger kann ein Ordinierter oder ein Laientheologe sein.

Die Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen sind zu richten an den Dekan der Theologischen Fakultät der Universität, Miséricorde, 1700 Freiburg.





Immensee SZ

DISPOSITION

HAUPTWERK

1.	Pommer	16'
2.	Principal	8'
3.	Rohrflöte	8'
4.	Octave	4'
5.	Koppelflöte	4'
6.	Nazard	2 2/3'
7.	Nachthorn	2'
8.	Terz	1 3/5'
9.	Mixtur 4 f.	1 1/3'
10.	Trompete	8'

BRUSTWERK

11.	Holzgedackt	8'
12.	Viola da Gamba	8'
13.	Principal	4'
14.	Blockflöte	4'
15.	Octave	2'
16.	Larigot	1 1/3'
17.	Cymbel 3 f.	1'
18.	Krummhorn	8'
	Tremulant	

PEDAL

19.	Subbass	16'
20.	Octave	8'
21.	Choralbass	4'
22.	Rauschpfeife 2 f.	2 2/3'
23.	Fagott	16'

Traktur und Registratur: mechanisch

erbaut 1978

ORGELBAU CÄCILIA AG LUZERN

Veston – Anzüge

in erstklassiger Verarbeitung fürs ganze Jahr in verschiedenen Dessins, wie Fil-à-Fil, Streifen, Pointillé, Uni-dunkelblau und mittelgrau, porös, ab **Fr. 368.–**

ROOS
Herrenbekleidung
Frankenstrasse 9, 6003 Luzern
Telefon 041-22 03 88, Lift

Stehen auf Ihrem Büchergestell oder auf Ihrem Estrich

Bücher/Schriften

zur sittlich-religiösen Belehrung und Erziehung, bekannt oder unbekannt (zwischen 1. und 2. Vatikanum)

die Sie nicht mehr brauchen?

Für Ihren Anruf bin ich sehr dankbar (Verwendung: Dissertation).

Thomas Geiges, 8704 Herrliberg, Tel. 01 - 915 23 21.

Die römisch-katholische Kirchgemeinde Egg bei Zürich

sucht per sofort oder nach Vereinbarung einen

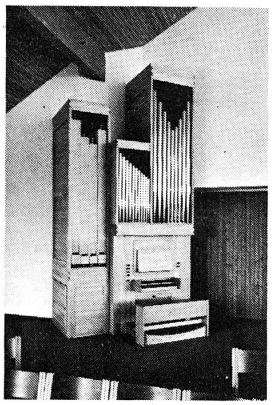
Katecheten oder eine Katechetin

Aufgabenbereich:
Religionsunterricht an der Ober- oder Mittelstufe; Mithilfe in der Jugendarbeit; Mitgestaltung von Gottesdiensten.

Geboten werden:
angenehme Zusammenarbeit in aufgeschlossenem Team von Seelsorgern und Katecheten; angemessene Besoldung (entsprechend der Verantwortung und Ausbildung); grosszügige Sozialleistungen; Fortbildungsmöglichkeiten.

Egg ist auch Wallfahrtsort. Der Katechet hat aber damit nichts zu tun.

Interessenten mögen sich melden beim katholischen Pfarramt, 8132 Egg (ZH), Telefon 01 - 984 11 10.



Meisterbetrieb

für Kirchenorgeln,
Hausorgeln,
Reparaturen, Reinigungen,
Stimmen und Service
(überall Garantieleistungen)

Orgelbau Hauser
8722 Kaltbrunn

Telefon 055 - 75 24 32
Privat 055 - 86 31 74

Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen.
Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG
6210 Sursee, Tel. 045 / 21 10 38

Kaplanei Hergiswald

ob Kriens sucht dringend gesetzte, einfache Person (auch im AHV-Alter) als

Haushälterin

Schönes Zuhause mit Geborgenheit. Rufen Sie an.
Telefon 041 - 45 30 24.
Besichtigung und Reisespesen werden bezahlt.

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Kerzenfabrik Andrey Séverin

Rue de la Carrière 10
Tel. 037 - 24 42 72
1700 Freiburg

Erholungsreiche Bergferien im Kreise geistlicher Mitbrüder verbringen Sie im Ferienhaus der Alt-Waldstättia auf

Faldumalp

im Lötschental (2000 m ü. M.), Einer- und Zweierzimmer. Vollpension. Geöffnet ab 9. Juli bis Ende August. Das Haus steht allen Geistlichen, auch Nichtwaldstättern, offen.

Anfragen und Anmeldungen bitte frühzeitig richten an:
Pfarrer J. Stalder, Taubenstrasse 4, 3011 Bern.

Die katholische Kirchgemeinde Uznach sucht auf Herbst 1979 oder nach Vereinbarung

Katecheten oder Katechetin

Die Hauptarbeitsgebiete sind: Religionsunterricht, Jugendseelsorge, Erwachsenenbildung, Mitgestaltung von Gottesdiensten.

Die Anstellung erfolgt nach den geltenden Richtlinien.

Interessenten sind gebeten, sich mit dem Präsidenten des KVR, Herrn J. Güntensperger, Zürcherstrasse 62, 8730 Uznach, Telefon 055 - 72 20 35, in Verbindung zu setzen.

A. Z. 6002 LUZERN
00247023 63000
PFAMMATTER JOSEF DR.
PRIESTERSEM.ST.L
7000 CHUR
22 / 31. 5. 79